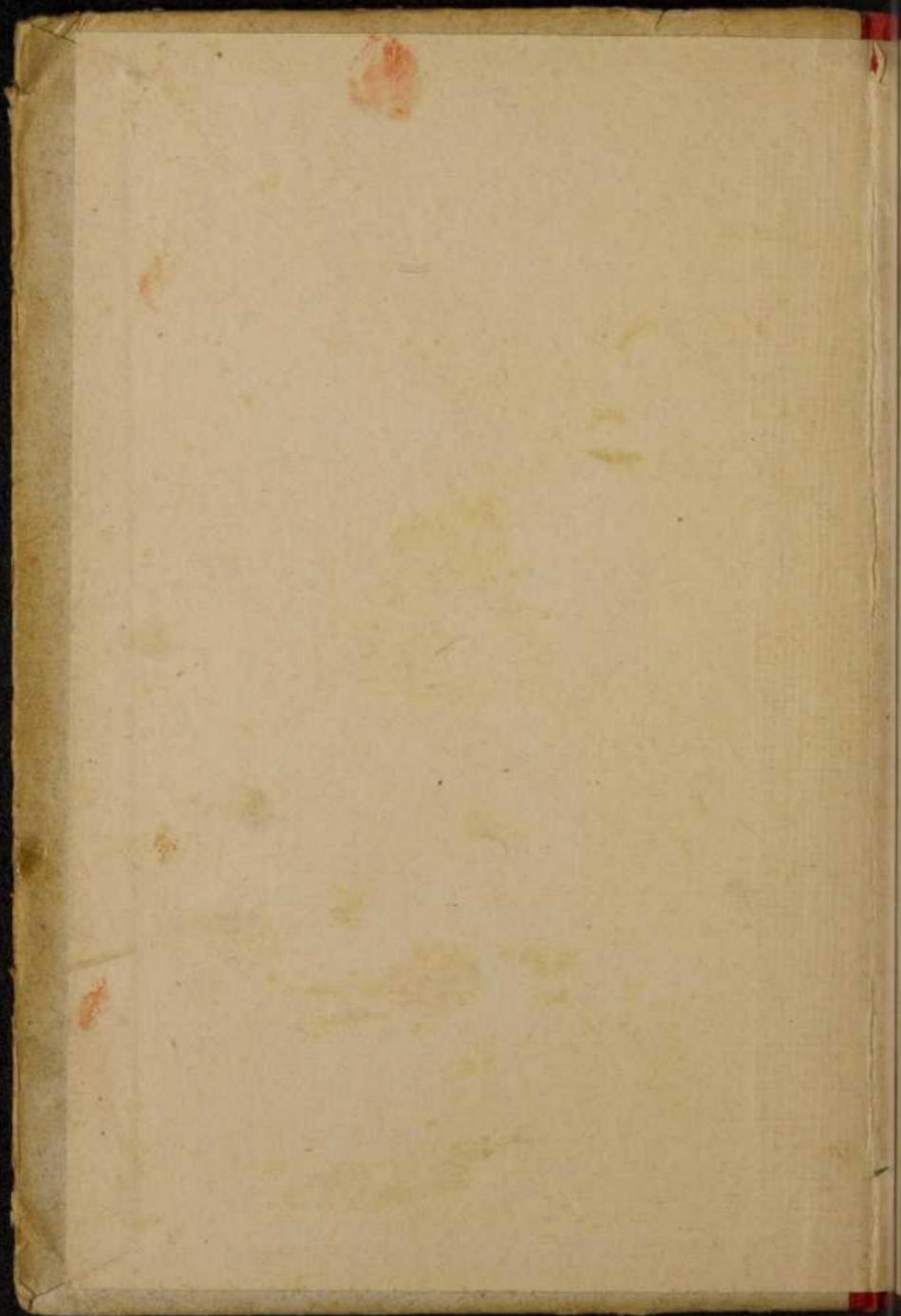


# Das Kleeblatt

VON  
DR. C.G. BARTH





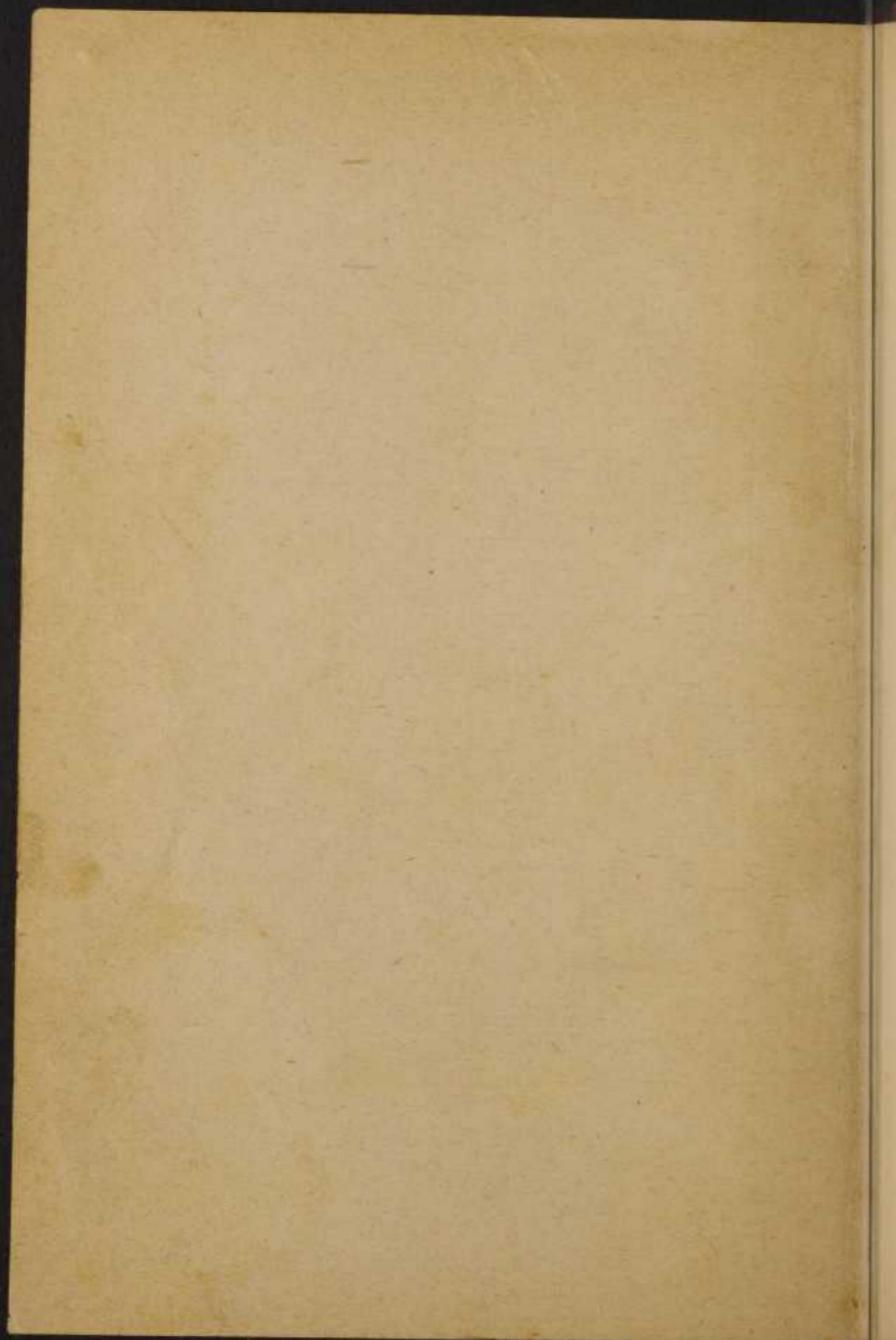
180

139

Zum Andenken

an Deine

Lina Zaucher  
Weihnachten 1920.



Das  
**Kleeblatt.**



Eine Erzählung für Christenkinder

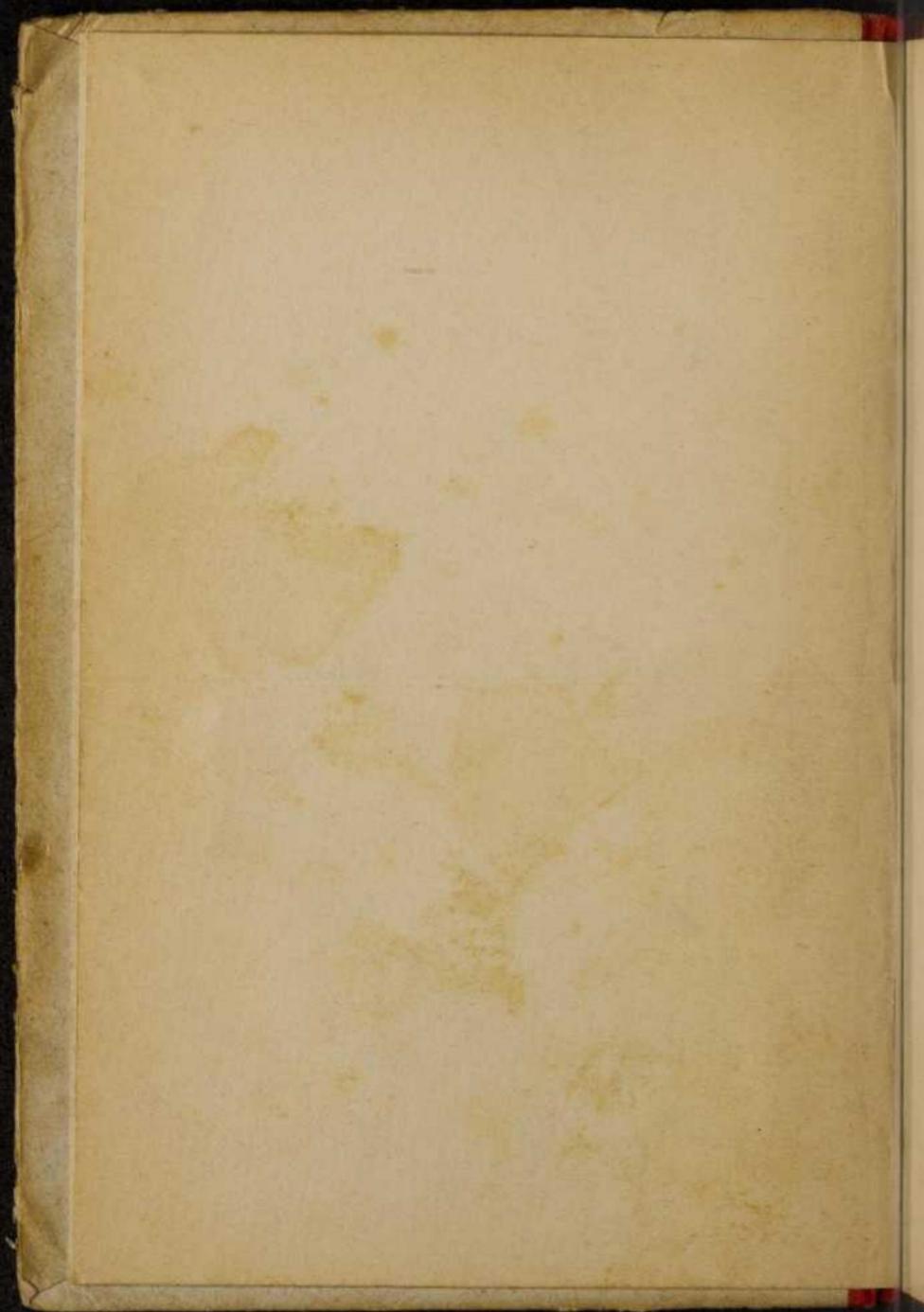
von

Dr. Chr. G. Barth.

—▶• Neue Ausgabe. •◀—



Konstanz  
Christlicher Buch- und Kunstverlag  
Carl Hirsch A.-G.



## Erstes Kapitel.

**W**enn ich euch eine Geschichte von einem Palmblatt oder Feigenblatt erzählen wollte, was ich auch könnte, so weiß ich ja nicht einmal, ob ihr je ein solches gesehen und also eine Vorstellung davon habet; aber wie ein Kleeblatt aussieht, das wisset ihr alle, denn das könnet ihr auf jeder Wiese finden. Freilich wird's euch noch nie eingefallen sein, ein solches zu pflücken und zum Andenken aufzubewahren; aber unter besonderen Umständen kann's auch dazu kommen, wie — — Doch ich darf der Geschichte nicht vorgreifen: alles zu seiner Zeit!

Wißt ihr, wo Hamburg liegt? Ich bin in den letzten 25 Jahren nicht dort gewesen; aber ich weiß doch ziemlich Bescheid in dieser großen Handelsstadt. Heute sollte ich eigentlich dort sein, wenn ich so gesund wäre wie jener Fisch, der in der Alster herumschwimmt; aber dann wäre wohl aus diesem Büchlein nichts geworden, und so ist's euch vielleicht lieber, daß ich zu Hause bleiben mußte. Sonst hätt' ich gern einmal wieder vom Belvedere aus auf die Binnenalster hingesehen, die auch zwei Seiten von dem alten und neuen Jungfernstieg eingefasst ist, oder wäre über die Lombardsbrücke nach St. Georg hinausspaziert, oder hätte die Stadt von Schrevenhof aus betrachtet, wo man die Kirchen von Michaelis, Nikolai, Petri, Jakobi, Gertraud und St. Georg über die Elbe hinüber in einer Reihe vor sich stehen sieht, oder hätte meine Freunde im Rauhen Haus besucht. Nun, ihr lieben Freunde in Hamburg, kommt Zeit, kommt Rat; und wenn ich nicht mitkomme, so habt ihr nichts verloren, und ich viel gewonnen, falls ich unterdessen in das himmlische Helgoland versetzt würde, wo die Krankheiten gründlich kuriert werden.

Nicht weit von Harvestehude und Eppendorf stand zu der Zeit, als unsere Geschichte sich ereignete, ein kleines, artiges Häuschen in einem Garten, worin Herr Grote mit seiner Frau und seinen Kindern wohnte. Emma war 18 Jahre alt, Heinrich 16. Doch ich will euch nur gestehen, daß mir Emma ihre Geschichte selber erzählt hat, und so will ich sie auch hier reden lassen. Ihr werdet es dann eher entschuldigen, wenn sie es auf eine etwas ausführliche Weise thut; manches kann sie doch besser sagen, als ich es sagen könnte.

---

Mein Vater kam eines Nachmittags früher als gewöhnlich nach Hause. Ich saß gerade mit meiner Arbeit am Fenster, und als ich die kleine Gartenthüre aufmachen und rasch wieder zuschlagen hörte, schaute ich auf. Eine gemischte Empfindung, halb Freude, halb Wehmut blickte aus seinen Augen, und wiewohl er eilig den Gartenpfad heraufzukommen schien, war's doch, wie wenn ihn jemand hielt. Ich konnte nicht daraus kommen.

„Heute ist dir's gewiß besser geglückt, lieber Friß,“ sagte meine Mutter, als er in die Stube trat.

„Ja, Mäuschen, — vielleicht,“ erwiderte er zögernd; „eigentlich weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll. — Nein, ich glaube doch nicht,“ setzte er schnell hinzu.

Mein Vater war Buchhalter in einem kaufmännischen Geschäft gewesen, und suchte jetzt wieder eine Anstellung. Einige Monate vorher hatte ihn eine Krankheit befallen, so daß wir schon fürchteten, er könnte uns sterben, aber Gott machte ihn wieder gesund. Nachdem er sich hinreichend erholt hatte, um wieder ins Geschäft treten zu können, zeigte sich's, daß seine Stelle bereits wieder besetzt war, und er sah sich nunmehr auf seine eigenen Hilfsquellen verwiesen. Aber die waren freilich sehr aufgetrodnet worden durch die lange Krankheit, und die Aussicht auf einen langen Winter ohne eine Anstellung machte ihm natürlich nicht wenig Kummer.

Unsere Familie war nicht zahlreich. Sie war's gewesen, aber der Tod hatte bedeutende Lücken gemacht. Nur noch mein

Bruder und ich waren übrig. Heinrich war jünger als ich, und trat eben aus der Schule, als unser Vater krank wurde. Das war ein weiterer Sorgenstein für unsere guten Eltern. Heinrich war fürs Kontorleben erzogen; aber wir hatten wenig Bekannte, keinen, der uns hierin hätte können behilflich sein, und so hatte auch Heinrich keine Stelle.

Mein Vater hatte sich viele Mühe gegeben, Annoncen in die Zeitungen einrücken lassen, andere beantwortet, mit verschiedenen Handlungsherren Unterredungen gehabt, wobei es dann und wann schien, er habe jetzt das rechte gefunden, und doch allemal wieder etwas in die Quere kam. Das einemal war er zu spät gekommen, das anderemal zu früh; oder war er nicht jung genug; oder fehlte es ihm an der unentbehrlichen Kenntniss irgend einer ausländischen Sprache.

Bemerken kann ich noch, daß ich kleinen Mädchen in der Musik Unterricht gab, was, da wir vor der Stadt draussen wohnten, für mich mühsam genug war, und auch nicht viel eintrug, doch wenigstens so viel, daß ich meine eigenen, persönlichen Bedürfnisse an Kleidern, Schuhen u. dergl. damit bestreiten konnte.

„Ich verstehe dich nicht recht, Friz,“ sagte meine Mutter in Erwiderung auf die zweideutige Antwort meines Vaters; „aber ich fürchte, dein Versuch ist abermals mißglückt.“

Mein Vater antwortete nicht augenblicklich; erst als wir uns zum Abendthee niedergesetzt hatten, sagte er: „Es ist mir heute ein gar nicht zu verachtender Antrag gemacht worden, Minchen; wenigstens sieht er so aus; aber es hängt nur von deiner Entscheidung ab, ob ich ihn annehmen kann oder nicht.“ Seine Stimme hatte dabei, wie mir vorkam, einen wehmütigen Ton, und das wunderte mich, denn in der Regel war er heiter und guten Muts.

„Wie kann es denn von mir abhängen?“ fragte meine Mutter.

„Auf wie lange würdest du dich zu einer Trennung von mir verstehen können?“

„Zu einer Trennung, Friz? Du willst doch damit nicht sagen, daß du außer Lands gehen wolltest?“

„Doch, meine Liebe. Wenn ich Ja sage, so kann ich

im nächsten Monat nach Indien abreisen in einem Auftrag, der mich aufs wenigste drei Jahre in Anspruch nehmen würde. Die Bedingungen dabei sind, wie gesagt, recht anständig; aber ich werde nicht gehen ohne deine Einwilligung.“

Meine Mutter hörte stillschweigend zu. Sie fragte nur: „Wann mußt du die entscheidende Antwort geben, Fritz?“

— „Morgen,“ sagte der Vater.

Das war ein kummervoller Abend für uns alle. Ehe wir in unsere Schlafkammern gingen, sagte ich zu meiner Mutter: „Nicht wahr, du lässest den lieben Vater nicht fort?“

Sie war eine gütige, zärtliche Mutter; sie hing innig an unserem Vater; aber sie war auch eine verständige, nachdenkliche Frau. „Ich bin nicht so feck, Emma, dir auf diese Frage zu antworten,“ erwiderte sie. Du mußt warten bis morgen; dann wirst du erfahren, wozu wir uns entschlossen haben.“

Ich lag in dieser Nacht stundenlang wach. Die peinliche Aussicht auf die Möglichkeit einer langen Trennung erfüllte mich mit Schrecken. Ich konnte die Stimmen meines Vaters und meiner Mutter in der Stube drunten hören: es tönte nur wie ein leises Murmeln, aber es hinderte mich am Schlafen. Dann hörte ich auch meinen Vater feierlich und ernstlich beten, und darauf wurde es eine Weile ganz stille. Ich merkte wohl, sie hatten sich miteinander beraten, und es verlangte mich sehr, das Resultat zu erfahren. Mitternacht war längst vorbei, als ich ihre Tritte auf der Treppe hörte und den Schimmer ihres Lichtes durch die Spalte meiner Thüre vorbeigehen sah, wie sie leise in ihre Schlafkammer traten. Nachdem endlich das Haus ganz stille geworden war, sank ich in einen unruhigen Schummer.

Am folgenden Tage erfuhren Heinrich und ich ihren Entschluß. Es war, wie wir gefürchtet hatten. Mein Vater hielt es für recht, die Anstellung anzunehmen, und meine Mutter hatte ihre Einwilligung dazu gegeben.

Wir hatten keine Zeit zu vergeblichen Klagen; wir mußten die Ausrüstung für des Vaters Reise zurechtmachen, und er mußte die bestmöglichen Anordnungen treffen, damit während seiner langen Abwesenheit unser Unterhalt gesichert

wäre. Eine kleine Geldsumme in bar und eine Anweisung auf seinen neuen Prinzipal für vierteljährigen Vorschuß, der ihm an seinem Gehalt abgezogen werden sollte, schienen uns gegen die Besorgnis vor Mangel sicher zu stellen; und zudem hofften wir, Heinrich werde auch bald eine Stelle finden. Soweit war alles gut.

Der Abschiedstag kam. Er war sehr schmerzlich; doch beschloßen wir, den Vater zu dem Hafen, wo er sich einschiffen sollte, zu begleiten. Da standen wir denn, eine kleine Familiengruppe, auf dem gedrängt vollen Verdeck des Schiffes, und nahmen zum letztenmal Abschied. Ja, das war ein trauriger Augenblick; denn wie leicht war's möglich, daß wir den Scheidenden in dieser Welt nicht mehr zu sehen bekommen würden! Mein Vater suchte uns zu trösten und bei gutem Mut zu erhalten; aber es war leicht zu sehen, wie sehr er selbst der Aufbeiterung bedurfte.

Ihr denket vielleicht, wir werden für nichts, was um uns her vorging, Auge oder Ohr gehabt haben, und doch nahmen wir einige Notiz von einer andern Gruppe auf einem andern Teil des Verdecks, die einige Aehnlichkeit mit der unsrigen hatte. Es war ein Ehepaar von mittlerem Alter, ein junger Mann und zwei artige Mädchen. Auch sie waren augenscheinlich tief bewegt; auch sie schienen in einem Abschiednehmen begriffen. Auf einmal löste sich die Gruppe auf. Ich sah, wie der ältliche Herr sich mit dem Schiffskapitän besprach; dann nahm er seine Frau sanft am Arme und führte sie nach dem Ausgang des Schiffes, wo sie verschwanden. Der junge Herr und eine von den Mädchen folgten nach, und die Schwester stand allein auf dem Verdeck und weinte, wiewohl sie sich mutig zusammennahm, um ihre Thränen zu unterdrücken, während sie den ihrigen mit dem Luche den letzten Abschied zuwinkte. Auch sie also war ein Passagier, und zwar ein einsamer. Bald darauf trat der Kapitän zu ihr und führte sie freundlich hinweg; sie kam uns so aus den Augen. Alles das kam mir erst nachher wieder in Erinnerung; in diesem Augenblick achtete ich wenig darauf, obgleich die ganze Szene vor unsern Augen vorging.

Endlich kam der letzte Abschied, der letzte Segen, der letzte gute Rat, der letzte aus tiefstem Herzen steigende Gebetsseufzer, der letzte Kuß von den Lippen meines Vaters, der uns nie etwas anderes als Liebes und Gutes gesagt hatte.

Ein paar Stunden später war das Schiff schon weit den Fluß hinunter gefahren, und wir, die wir zurückblieben, brachten eine durch Träume gestörte Nacht in unserer einsamen Heimat zu.

Einige Monate lang nach diesem schweren Tage lebten wir so ruhig dahin, fast gerade wie vor der Abreise des Vaters. Meine Mutter hatte mit den häuslichen Geschäften genug zu thun, und ich mit meinen Musiklektionen. Unser armer Heinrich konnte keine Arbeit bekommen, und sein Gesicht nahm den Ausdruck einer frühreifen Sorglichkeit an. Wir konnten uns in die Abwesenheit meines Vaters nicht recht schicken, und machten uns viele Gedanken darüber, daß es so lange anstehen sollte, bis wir wieder zusammenkämen. Doch die Zeit besänftigt auch das Peinliche einer Trennung; und am Ende fühlten wir uns doch nicht so unglücklich, als wir erwartet hatten. Das Drückendste war vielleicht die Sorge für den armen Heinrich.

Mittlerweile kamen einige Briefe von meinem Vater, in welchen er von seinen Aussichten mit guter Hoffnung, und von seiner Gesundheit und behaglichen Einrichtung an Bord des Schiffes mit Heiterkeit sprach. Der erste war geschrieben, bevor das Schiff den Kanal verließ, der zweite und dritte auf dem Meer, von wo sie durch heimkehrende Schiffe überbracht wurden. Dann kam lange gar nichts mehr, endlich aber, nachdem wir uns bereits mit allerlei ängstlichen Einbildungen gequält hatten, ein langer, willkommener Brief.

Mein Vater war wohlbehalten ans Land gekommen, und bereits mit der Ausrichtung seines Auftrags, der ihn hinausgeführt hatte, vollauf beschäftigt. Er war gesund und von dem heißen Klima wenig belästigt. Alles das forderte uns zum Dank gegen Gott auf. Niewohl aber alles gut stand, als mein Vater den Brief schrieb, so war er doch in großer Gefahr gewesen. Der letzte Teil der Seereise war sehr widerwärtig. Das Schiff, in welchem er segelte, hatte

schwere Windstöße und Stürme zu bestehen, und ging beinahe verloren. Viele Stunden lang hatten Passagiere und Mannschaft fast alle Hoffnung aufgegeben, je wieder die Sonne aufgehen zu sehen; aber durch Gottes gnädige Führung wurde die Gefahr bestanden und das Schiff gerettet.

In seinen früheren Briefen hatte er erwähnt, unter seinen Mitpassagieren sei ein junges Frauenzimmer, das er mit herzlicher Theilnahme betrachte. „Mit Ausnahme dessen,“ schrieb er, „daß Miß Marbot dem Kapitän zu besonderem Schutz empfohlen ist, steht sie ganz einsam und verlassen da. Ihr Benehmen ist sehr bescheiden und ansprechend, und in der Unterredung zeigt sie sich den meisten Passagieren überlegen. Ihre Einsamkeit hat zuerst meine Theilnahme ange-regt, denn ich dachte an meine Emma, wenn sie sich unter ähnlichen Umständen befände; und ich erwies ihr alle Aufmerksamkeiten, die der Anstand und die Höflichkeit einem älteren Manne gegenüber von einem jungen, fremden Frauenzimmer gestatten. Sie wurden mit Dankbarkeit angenommen, und bald standen wir zusammen wie Vater und Tochter. Miß Marbot gehört einer englischen Familie an, die aber schon lange in Hamburg wohnt, und geht nach Indien, um in einer englischen Familie von Rang und Stellung in Kalkutta die Stelle einer Gouvernante einzunehmen, während ich, wie ihr wisset, mein Geschäft in Madras zu besorgen habe.

„Die Ereignisse in jener Sturmnacht,“ so heißt es weiter in den Briefen meines Vaters, „haben mir Marie Marbot noch lieber gemacht, denn ich mußte ihren Mut und ihr gläubiges Vertrauen auf die Liebe und den Schutz Gottes bewundern. Während andere sich der Verzweiflung überließen, war sie zwar blaß und erschrocken, aber doch ruhig und gefaßt. In allen diesen Stunden der Gefahr war ich an ihrer Seite, aber nicht sowohl, um sie zu unterstützen, als vielmehr, um die Macht ihres Glaubens bei der Aussicht auf plötzlichen und schrecklichen Tod zu beobachten.

Sobiel von Miß Marbot, von der wir zuweilen redeten, wenn wir des abwesenden Vaters gedachten, denn seine Briefe hatten uns eine Theilnahme für ihr Schicksal eingestößt. Ich erinnerte mich jetzt an die Abschiedsscene auf dem Verdeck des

Schiffes, und hätte gerne gewußt, ob das junge Frauenzimmer, das ich damals flüchtig gesehen, Miß Marbot sei, die ich aus den Briefen meines Vaters kannte.

### Zweites Kapitel.

Da unser eigenes Leben eine Zeit lang so gleichförmig dahinging, daß nichts Besonderes davon zu berichten ist, so will ich gleich hier einige Briefe mittheilen, welche ich während der Abwesenheit meines Vaters von Marie Marbot in Indien erhielt. Mein Vater hatte ihr so oft von mir erzählt, daß sie mir gleich nach ihrer Ankunft in Kalkutta einen Brief schrieb, worin sie sagte, da mein Vater auf der Reise auch ihr wie ein Vater gewesen sei, so müßten wir notwendig Schwestern werden, und sie bitte um die Erlaubnis, eine regelmäßige Korrespondenz mit mir anzufangen, was ich natürlich mit Freuden annahm. Im Anfang jedoch, bis sie sich in ihre neue Heimat und in ihren Beruf gehörig eingelebt hatte, was ihr wenig freie Zeit übrig ließ, kamen nur wenige Briefe. Seltsamerweise versäumte sie es immer, mir die Adresse ihrer Eltern zu schicken, obschon sie mich ersucht hatte, dieselben aufzusuchen und mit ihrer Schwester Bekanntschaft zu machen. Als ich sie dann in einem meiner Briefe darauf aufmerksam machte, daß wir bei unsern beschränkten Umständen darauf denken müßten, das teure Briefporto möglichst zu sparen, und daß ich sie deshalb um Angabe ihrer elterlichen Wohnung in Hamburg bäte, damit ich meine Briefe ihnen beischließen könnte, schickte sie endlich die Adresse in einer Nachschrift, die aber unglücklicherweise gerade unterhalb des Siegels stand und beim Oeffnen des Briefes zerrissen wurde, so daß sie nicht mehr gelesen werden konnte. Unsere Adresse in Hamburg muß sie nicht gekannt haben, denn sie schickte ihre Briefe an mich immer zum Einschluß an meinen Vater, mit dem sie fortwährend in schriftlicher Verbindung blieb. Zu der Zeit aber, als sie mir auf meine

Anzeige des erwähnten Unfalls, der zerrissenen Adresse wieder antwortete, war bereits etwas geschehen, was der Sache eine andere Wendung gab, wie ich nachher berichten werde. In einem ihrer Briefe schrieb sie folgendes:

— Herr M., dessen Kinder ich in Aufsicht und Unterricht habe, hat als hochgestellter Beamter die Obliegenheit, von Zeit zu Zeit größere Amts- und Visitationsreisen zu machen. Seine Gemahlin, die sehr anhänglich an ihn ist und sich nicht gern auf lange Zeit von ihm trennt, macht nicht selten diese Reisen mit, und ich muß dann mit den Kindern auch dabei sein. Das bringt freilich jedesmal eine unwillkommene Unterbrechung in den Gang des Unterrichts; auf der andern Seite aber ist es mir interessant, Land und Leute bei solchen Gelegenheiten näher kennen zu lernen. So sind wir kürzlich einmal nach B. gekommen, einer großen Stadt von wohl hunderttausend Einwohnern. Es ist ein großer Hof in der Stadt, in welchem viele Elefanten gehalten werden. Die Häuser sind von Backsteinen und Holz gebaut. Tempel und Moscheen giebt es in Menge; und auf allen Seiten sieht man die Spuren des Heidentums und des Götzendienstes. Die Straßen, durch die wir kamen, waren gedrängt voll schwarzer und brauner Männer und Weiber und armer, kleiner, nackter, schwarzer Kinder, mit Halsketten, Ohrringen, Armbändern geschmückt; einige hatten eine silberne Kette um den ganzen Leib. Vielen dieser Kinder ist der ganze Kopf rasiert, bis auf eine einzige Locke am Wirbel, die man lang wachsen und hinten hinabhängen läßt, oder auch in einen runden Knoten zusammendreht und oben auf dem Kopf festbindet. An diesem Knoten, so denkt das Volk, sollen sie in den Himmel hinaufgezogen werden, wenn sie sterben. Elend aussehende Schweine und Ziegen schweiften auch auf der Straße herum, und waren nebst dem Volk und den Kindern unserem Wagen beständig im Wege, so daß der Kutscher immer wieder Halt machen mußte. Als wir an dem Elefantenhof ankamen, führen wir durch große Flügeltüren hinein. Da stand eine große Anzahl von Eingebornen mit ihren zehn Fuß langen Stäben, welche sie zum Zeichen der Ehrfurcht vor dem hohen englischen Beamten

emporhielten. Dabei waren sie in Ordnung vor uns aufgestellt, und machten ihren Salaam (Verbeugung), wie wenn bei uns die Soldaten das Gewehr präsentieren, so oft ein General vorübergeht. Wir flogen nun aus dem Wagen, gefolgt von Scharen von Eingebornen, Männern und Knaben, denn Frauen dürfen nicht hineinkommen. Einige probierten es, wurden aber schnell wieder zurückgetrieben. Wir spazierten in der Runde umher, um die Elefanten zu sehen, und sie waren in der That sehenswert. Es waren etwa fünfzig, verschieden an Alter und Größe, einige sehr alt, andere sehr jung. Einer von ihnen war 90 Jahre alt. Den meisten waren die Gesichter bemalt, einige trugen allerlei Zierrat. Es machte uns viel Spaß, sie zu füttern und sie trinken zu sehen, was ganz kurios aussieht. Sie ziehen das Wasser in den Rüssel ein und gießen es dann aus demselben in den Hals hinunter, wobei sich ein ganz sonderbares Gurgeln hören läßt. Eine „Mutta“ oder Kübel voll trinken sie mit zwei Schlücken aus. Gleich beim Eintritt in den Hof zog ein sehr großer, hübsch geschmückter Elefant unsere Aufmerksamkeit an. Er war mit einer ringsum befransten Schabracke von scharlachrotem Tuch bedeckt, und hatte Schellen an den Seiten. Sein Gesicht war bemalt und seine Stoßzähne verziert; um den Hals hatte er ein großes Halsband. Auf seinem Rücken, über dem Scharlachtuch, trug er eine „Hoodah“ oder Sattel, groß genug für vier Personen, mit hübschen Polstern von gold- und silbergesticktem Tuch und mit einem silbernen Geländer, von dem ich freilich nicht sagen kann, ob es massiv silbern war oder nicht. Auf unsere Frage sagte man uns, dieser Elefant sei zu unsern Diensten bestimmt, und expreß darum zugerichtet, damit wir auf demselben nach Hause reiten könnten. Wir schickten daher unser Gefährt fort, und als wir vom Herumgehen müde waren, rief der Treiber den Elefanten herbei und sagte zu ihm: „Bithro!“ d. h. laß dich nieder! Der Elefant legte sich nieder, damit wir aufsteigen könnten; eine kleine Leiter, mit Scharlachtuch überzogen, die an seiner Seite hing, wurde aufgestellt, und wir flogen auf. Die Leute sagten uns, wir sollten uns fest an dem silbernen Geländer halten, während

der Elefant sich wieder erhob, damit nicht die plötzliche Bewegung des gewaltigen Thieres uns herabwerfe. Er war etwa elf Fuß hoch, und als wir saßen, waren unsere Köpfe gegen fünfzehn Fuß über dem Boden. Wie wir auf unserem Heimweg durch die Stadt ritten, waren wir in gleicher Linie mit dem zweiten Stockwerk der Häuser, und bei mehreren kleinen Häusern konnten wir über die Dächer hinwegsehen. Wir fanden den Ritt sehr angenehm, wiewohl wir nachher von der Erschütterung ganz ermüdet waren, denn der Elefant hatte so große Füße, daß wir bei jedem Tritt heftig gerüttelt wurden, außer wenn er sehr schnell ging, da war das Stoßen weniger stark, und die Schellen an seinen Seiten klingelten unaufhörlich.

„Ja, liebe Emma, das wäre alles recht, wenn mich nur nicht fortwährend der Gedanke peinigte, daß täglich so viele Heiden um mich her sterben, ohne Gott, ohne einen Heiland, ohne gewisse Hoffnung des ewigen Lebens. In den zwölf Monaten, seitdem ich hier bin, sind allein in diesem Lande, in Indien, fünf Millionen Heiden so gestorben, so viele, daß du fünf Wochen brauchtest, um sie auch nur zu zählen, und wenn du sonst gar nichts thätest. Wie schnell fallen hier oft die Menschen dahin! Ich kenne eine Frau, die hatte einen lieblichen kleinen Knaben von zwei Jahren. Sie ging eines Abends mit ihm auf dem Begräbnißplatz spazieren. Er war ganz wohl auf und voll Lebhaftigkeit, lief zwischen den Grabsteinen umher und spielte mit den Blumen. Schon am folgenden Abend war dort sein eigenes kleines Grab zu sehen, und er schlummerte ruhig darin. Wann wird doch auch dieses Volk, das in so vielen Greueln des Götzendienstes versunken ist, Trost und Licht des Evangeliums empfangen!“

In einem andern Brief stand folgende sonderbare Geschichte:

— Einige vornehme Brahminen erzählten uns eine Geschichte von dem Dorfe Birchundapore, die sie auß Wort hinaus zu glauben schienen.

„Es war einmal ein gelehrter Pundit, der in diesem Dorfe wohnte. Er hatte sieben Söhne; der jüngste von ihnen hieß Baukaray. Eines Tages schickte dieser Pundit

sechs seiner Söhne in die Arbeit auf seinem Gut; den Bankaray aber befiel er zu Hause, und zur geeigneten Zeit befahl er ihm, seinen Brüdern ihr Mittagessen zu bringen. Allein Bankaray vergaß es, bis die festgesetzte Stunde vorüber war. Sobald es ihm jedoch wieder einfiel, was er zu thun hatte, suchte er in möglichster Eile das Essen zusammenzubringen, und um nicht weiter Zeit zu verlieren, ließ er statt seiner zwei Arme vier hervorwachsen, und fing nun an, die Bündel für seine Brüder zusammenzubinden. Als seine Schwägerin sah, wie ihm die neuen Arme aus dem Leibe hervorwuchsen, war sie voll Erstaunen, und bat ihn, ihr das Geheimnis zu erklären. Der Knabe sagte ihr, er sei ein Gott, eine Inkarnation des Wischnu; und als sie das hörte, war sie voll Freude, und ersuchte ihn, sie in seinen himmlischen Wohnort zu führen. Er that es, und als sie wieder auf die Erde zurückgekehrt waren, nahm er ihr das Versprechen ab, niemand zu sagen, wer er sei und was er gethan habe, und machte sich dann ohne weiteren Aufenthalt daran, seinen Brüdern ihr Essen zu bringen. Als er das Feld erreichte, waren sie sehr zornig über ihn, daß er so spät kam, und sagten, sie müßten so hart arbeiten, um einen hochmüthigen und faulen jungen Burschen zu füttern. Sobald er das hörte, fing er an, das Unkraut auf den Feldern auszujäten, womit sie eben beschäftigt waren, und brachte in einer Minute mehr zu stande, als seine Brüder in vielen Tagen. Als sie ihn wegen dieser wunderbaren Arbeit mit Lobeserhebungen überhäuften, erklärte er ihnen, wer er eigentlich sei.

Es ist jetzt in Birchundapore ein kleiner Teich, wie die Hindus sagen, auf demselben Feld, wo diese wunderliche Geschichte vorgekommen sein soll. Er wird für sehr heilig gehalten, und die thörichten Leute sprengen das Wasser desselben auf ihr Haupt, in der Meinung, es werde ihre Sünden hinwegwaschen. Dort ist auch ein hölzernes Bild von Bankaray zu sehen; die Heiden behaupten, es sei den Fluß hinaufgeschwommen, und beten es deswegen an.

Sieh, liebe Emma, so verblendet sind die Menschen, unter denen ich wohne. Ach, daß ich ihnen Licht von oben

verschaffen könnte! Ein Anfang dazu ist freilich da und dort schon gemacht, und die Arbeit der Friedensboten hat schon liebliche Früchte getragen. Auch davon will ich dir in meinem nächsten Brief etwas erzählen."

Auch aus dem hier versprochenen Briefe etwas Weniges, nur einen kurzen Auszug.

— — Wir kommen soeben von C., wo vor kurzem die Cholera manche Kinder ihrer Eltern, und manche Mutter ihrer Kinder beraubt hat. Es sind aber dort Missions-schulen, und auch schon manche bekehrte Männer und Frauen. Eine von den christlichen Hindumüttern, die auch einen solchen Verlust erlitten hat, ging jüngst einmal mit ihrem einzigen noch übrig gebliebenen Kinde in ein benachbartes Dorf auf Besuch, in der Hoffnung, ihrer durch den plötzlichen Tod ihres letzten Knaben sehr angegriffenen Gesundheit möchte vielleicht eine solche Ortsveränderung gut thun. Nachdem sie einen oder zwei Tage in dem Dorfe gewesen war, wurde sie von einer ihr vorher schon bekannten Frau gefragt, warum sie denn so traurig aussehe. — "Ach!" erwiderte sie, "wie kann ich denn fröhlich aussehn? Ich habe meinen einzigen Knaben verloren." — "Ist's so?" fuhr die Frau fort, "dann kann ich Mitleiden mit dir haben. Ich habe alle meine Kinder verloren, eins nach dem andern; sie sind alle gestorben. Ich habe viel für Arzneimittel bezahlt, viele Priester um Rat und Hilfe angegangen, und ihnen viel Geld gegeben; viele Thränen habe ich vergossen; aber sie sind alle gestorben. Als mein letztes geboren wurde, trug ich es nach der Anweisung des Guru (d. h. Hauspriester, Seelsorger) in den Tempel, und brachte dem Götzen ein Opfer, und hatte ein Amulet von Messing machen und den Namen des Götzen darauf eingravieren lassen, und brachte es dem Götzen. O Swamy," sagte ich, "meine Kinder sind alle gestorben, bis auf dieses eine, und ich habe deinen Namen auf dieses Erz gesetzt, und er soll es an einer Schnur um den Hals tragen. Ich will die erste Locke seines Haares bringen und sie dir opfern; aber, o! laß ihn am Leben! Erbarme dich mein! ich bin eine arme Mutter."

"Nun, und blieb der Knabe am Leben?"

„O nein. Ich nahm die erste Locke von seinem Haar und brachte sie dem Gözen; aber bald darauf starb das Kind. Ich will doch das Amulet holen und dir zeigen. — Sieh, da ist's, gerade so wie ich es von dem Hals des Knaben nahm — armes Kind!“ Dabei flossen ihre Thränen aufs neue.

Das kleine Mädchen, die Tochter der christlichen Frau, hatte die ganze Trauergeschichte mit angehört, nahm das Amulet und sagte: „Anorit, Ihr müßt das Ding da nicht aufheben; es hat Euch ja doch nichts geholfen. Thut's auf die Seite und betet zu dem wahren Gott! Er kann Euch hören, der Göze nicht. Versucht es einmal, Frau; vielleicht, daß er Euch erhört. Dienet dem Herrn Jesus! Ich will Euch etwas von Jesus vorlesen. Ich habe in der Missionschule in C. lesen gelernt, und kann Euch sagen, wie göttig Jesus ist.“

Die arme Frau, erstaunt über so viel Verstand, wie sie es nannte, bei einem so kleinen Mädchen, hörte das Kind aufmerksam an; und die beiden Mütter redeten mit einander von dem wahren Gott und von Jesus Christus, den er gesandt hat. Gott segnete die einfältige Arbeit der christlichen Mutter und ihrer kleinen Tochter. Die Frau gab dem kleinen Mädchen das Amulet mit den Worten: „Es nützt mich doch nichts; willst du es haben?“ — Das Kind erwiderte: „Ja, ich will es meiner Lehrerin bringen und ihr von euch erzählen; sie wird gewiß Mitleiden mit euch haben.“

In einem späteren Briefe schreibt Marie, was auch noch hieher gehört:

„Du wirst Dich noch der armen Frau in dem Dorfe bei C. erinnern, von der ich Dir schrieb, daß sie alle ihre Kinder verloren habe. Sie ist seitdem auf den Namen Jesu getauft worden und hat jetzt wieder ein Kind. O möchte es ihr am Leben erhalten werden!“

---

### Drittes Kapitel.

Aber ihr fraget nach dem Kleeblatt, und Emma soll nun an ihrer eigenen Geschichte forsfahren.

Als mein Vater ungefähr ein Jahr von uns fort war, stieg eine Wolke an unserem Horizont auf, die uns mit Verderben drohte. Heinrich hatte endlich auf der Schreibstube eines Rechtsanwalts Beschäftigung gefunden, die freilich wenig eintrug und jeden Tag aufhören konnte. Eines Tages erhielt er eine niederschlagende Nachricht, und kam abends blaß und aufgeregelt nach Hause.

„Lieber Heinrich, was giebt's denn?“ fragte die Mutter ängstlich.

„Haben Sie heute keine Mitteilung von Emde und Beckoven erhalten, Mutter?“ erwiderte er hastig. Emde und Beckoven war die Firma des Handlungshauses, für welches unser Vater reiste.

„Emde und Beckoven?“ rief meine Mutter mit steigender Beunruhigung, „sind's etwa schlimme Nachrichten vom Vater?“

„Nein, Mutter, nein; es ist nicht das; aber Emde und Beckoven haben falliert; ihre Namen stehen in der heutigen Zeitung.“

Im ersten Augenblick empfanden wir nur die wohlthätige Befreiung von der erstickenden Angst, in welche uns Heinrichs erstes Wort versetzt hatte. Nicht daß wir mit Gleichgültigkeit an das Unglück des Handlungshauses gedacht hätten; aber wir hatten nichts anderes erwartet, als Heinrich habe den Auftrag, uns eine Todesbotschaft zu bringen. Als wir jedoch anfangen, die Nachricht ruhig zu überlegen, sank unser Mut sehr darnieder.

Am folgenden Morgen eilte meine Mutter in die Stadt, und empfing da die Bestätigung unserer schlimmsten Besorgnisse. Nicht bloß hatte der Auftrag meines Vaters seine Endschafft erreicht, sondern er hatte nun in Indien gar keine Beschäftigung mehr, und ebensowenig die Mittel, um wieder nach Hause zu reisen. Ebenso waren auch unsere Einnahmen

plötzlich ins Stocken gebracht. Die Kuratoren der Masse erklärten meiner Mutter, es sei freilich hart für sie, aber man könne nicht helfen. Nach Austrag der Sache könnte vielleicht etwas für uns herausgeschlagen werden; aber auch darauf könnten sie nur ganz wenig Hoffnung machen, denn die Firma sei tief verschuldet, und die Dividende werde nur sehr gering ausfallen.

Meine Mutter überließ sich nicht so leicht der Verzweiflung. Sie hatte jenes selige Vertrauen auf Gottes Obhut und väterliche Sorge, das sich nicht gänzlich und nicht auf die Dauer entwurzeln läßt, weil es auf die Verheißungen des Evangeliums gegründet ist. An dieser Stütze fehlte es ihr auch jetzt nicht. Die Last blieb freilich auf ihr liegen; aber der Herr half sie ihr tragen, und ihr Beispiel machte auch uns, ihre Kinder, mutig und entschlossen.

Wir fingen damit an, daß wir unsere bisher schon ziemlich geringen Ausgaben noch mehr einschränkten, und ich suchte meine wenigen Bekanntschaften zu erweitern, um meine Zeit ganz mit Unterrichten auszufüllen. Unser lieber Heinrich trauerte über seine Hilflosigkeit. Die spärliche Belohnung, welche er für seine gelegentlichen Dienstleistungen in der Schreibstube des Rechtsanwalts erhielt, reichte nicht einmal zu für seine eigenen Bedürfnisse. Mit der Zeit aber hörte auch diese Beschäftigung auf, und er war nun ganz ohne Arbeit und ohne Verdienst.

---

Ich breche hier die Erzählung unserer Freundin Emma, deren Bekanntschaft ihr gewiß gern gemacht habt, auf einige Zeit ab, um etwas von Heinrich zu berichten, was ich von einer andern Seite her weiß. Ganz ratlos, und um so mehr gedrückt, weil er fühlte, daß er jetzt für Mutter und Schwester mehr leisten sollte, als es ihm bisher die Umstände erlaubt hatten, machte er eines Abends einen Gang ins Freie. Dort stand er auf der berühmten Brücke über die Alster in Eppendorf, die eigentlich ein schlechter Steg war, und seitdem wohl durch eine steinerne ersetzt worden ist, und schaute hinunter

in den kleinen Fluß, der Hamburg zuströmt, und machte sich allerlei Gedanken. „Wohin gehst du, Flüßchen?“ fragte er. — „In die Elbe.“ — „Und von da?“ — „In die Nordsee.“ — „Und dann?“ — „Durch den Kanal in den atlantischen Ozean, dessen Wellen die Ufer von Amerika bespülen.“ — „Und dann?“ — „Als Wasserdampf in die Lüfte, und vom Westwind getrieben wieder zurück, um als Regen und Segenstau auf diese Fluren herabzufallen und sie zu befruchten.“ — „Gut,“ dachte Heinrich, „das sei auch mein Weg. Ich gehe nach Amerika, wo es an Arbeitskräften mangelt; dort werde ich leicht Beschäftigung finden, und nachdem ich etwas erspart haben werde, komme ich wieder zurück, um meine Familie damit zu unterstützen.“ Es war nur ein flüchtiger Gedanke; aber er grub sich so fest in Heinrichs Herz ein, wie der Bohrwurm in einen Balken, und er konnte ihn nicht wieder los werden. Mutter und Schwester wollten freilich sich nicht so leicht dazu verstehen; als sie aber nach vielfacher Erörterung von beiden Seiten sahen, daß Heinrich standhaft dabei blieb und sich immer tiefer in den Vorsatz hineinlebte, wurde ihr Widerstand allmählich matter; und als Herr Trevers, der einzige vertraute Freund der Familie, ihn billigte, so wurde zuletzt doch der Beschluß gefaßt, Heinrich sollte nach Amerika gehen. Herr Trevers hatte Verbindungen dort, verschaffte den jungen Grote mit einem Empfehlungsschreiben, und streckte ihm auch die Reisekosten vor. Er hatte eine zahlreiche Familie, sonst würde er wohl gerne mehr gethan haben.

Die Zurüstungen zur Reise wurden nun getroffen. Nachdem alle nötigen Reiseeffekten angeschafft waren und das Uebersahrtsgeld beiseite gelegt, blieb freilich für den Aufenthalt und die Reise in Amerika nur eine kleine Summe übrig; aber Heinrich machte sich darüber keine Sorgen: der elastische Mut der Jugend und das Vertrauen auf die göttliche Verheißung gaben ihm die Zuversicht, es werde alles gut gehen. Es lag ein Schiff im Hafen, das nur auf günstigen Wind wartete, um nach New-York unter Segel zu gehen. Der Name des Schiffes verhiess eine glückliche Fahrt. Es hieß „Schnellsegler“. Heinrich bezahlte das Passagegeld, nahm

sich einen Platz in der zweiten Kajüte, und ließ seine Koffer an Bord schaffen.

Der Tag des Scheidens kam. Es war der kleinen Familie zu Mut, wie wenn dieser Abschied schlimmer wäre als der Tod selber. Vielleicht sollten sie hienieden nie wieder zusammenkommen. Der guten Emma war's, als trete er freiwillig in sein Grab, wenigstens was ihre Person betraf; denn was half es ihr, wenn er auch am Leben blieb und nicht wieder kam? Aber sie hatte von Schiffbrüchen gehört, und in ihrem Gemüt hatte sich der Gedanke festgesetzt, er werde sicherlich Schiffbruch leiden. In der Stunde des Abschieds klammerte sie sich an ihn an, als wäre er wirklich schon im Wasser. Die Mutter war unpäßlich, konnte nicht mitgehen; Emma aber begleitete ihn. In einem öffentlichen Garten setzte er sich mit ihr unter eine Baumgruppe, deutete auf die schwebenden Wolken, und erinnerte sie, wie sie sich der Aussicht dessen empfohlen hätten, der auf dem Sturm fährt. „Er ist jetzt unser Vater, Emma,“ sagte er, „und Wolken und Stürme sind seine Diener.“ — „Ja,“ erwiderte sie, „unser Vater und unseres Vaters Gott; ich will mir Mühe geben, nicht mehr zu weinen. Wenn ich dich nicht mehr habe, so habe ich doch Ihn. Wie seltsam!“ setzte sie hinzu, „ich fühle mich auf einmal glücklich bei diesem Gedanken. Lebe wohl, und möge Der, der den Sturm auf dem Galiläischen Meere gestillt hat, dein Führer sein!“

Als Heinrich den Hafen erreichte, fand er das Schiff noch nicht segelfertig, und der Kapitän sagte ihm, es würden drei Kanonenschüsse abgefeuert werden zum Signal für die Passagiere, daß sie sich zur Abfahrt parat machen sollten.

Was sollte er nun anfangen? Er hatte bereits von allen seinen Freunden Abschied genommen, und es war ihm gegen sein Gefühl, diese Scene zum zweitenmal durchzumachen. Er entschloß sich, noch einmal einen Gang über den Wall zu thun, wo er so manche fröhliche Stunde zugebracht hatte. Alle Bäume kannte er persönlich; jeder schien ihm ein Lebewohl zuzuwinke. Er bildete sich ein, sogar die Gesträuche sähen niedergeschlagen aus. Er hatte seinen Gang vollendet und setzte sich auf eine Bank, von welcher er den ganzen

Hafen und die Stadt übersehen konnte. Dort drüben in jener Richtung stand das kleine Häuschen, worin seine Mutter und seine Schwester wohnten; er konnte es aber nicht sehen. Dort saßen sie jetzt und trauerten über die Trennung von ihm, und er war allein, wie abgetrennt von allem, was teuer ist. Die Thränen tröpfelten ihm schnell über die Wangen herab, ohne daß er es merkte. Er faltete seine Hände, blickte zum blauen Himmel hinauf, und betete brünstig für seine Geliebten, und als er eben Amen gesagt hatte und sein Herz freudiger schlug bei dem Gedanken an die mächtige Hand seines himmlischen Vaters, sagte ihm der Kanonendonner im Hafen drunten, es sei Zeit, an Bord zu gehen.

Mit schnellen Schritten eilte er den gewundenen Fußpfad zum Schiffe hinab. Etwa halbwegs machte er Halt, um das frischgrüne Gras, welches er nun manche Woche lang nicht mehr zu Gesicht bekommen sollte, noch einmal anzusehen, und sein Blick fiel gerade auf ein vierblättriges Kleeblatt. „Ich will ein Andenken an diesen Platz mit mir nehmen,“ sagte er lächelnd, pflückte das Blatt und legte es als letztes Erinnerungszeichen an die Heimat zwischen die Blätter seiner Brieftasche, so sorgfältig, wie der Botaniker, der auf den Alpen ein Edelweiß (*Gnaphalium Leontopodium*) gefunden hat.

Nun war es aber damals ein Gesetz in Hamburg — ich weiß nicht, ob es heutzutage auch noch in Geltung ist — daß auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen niemand eine Blume pflücken durfte. Wen man darüber ertappte, daß er dieses Gesetz übertrat, der wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Daran dachte aber Heinrich, der das Gesetz natürlich gut kannte, in diesem Augenblick nicht. War er ja doch im Begriff, in der nächsten halben Stunde das ganze Reg von Hamburger Gesetzen abzuschütteln. Eben war er im Begriff, das Schreibbüchlein wieder in seine Brusttasche zu stecken, als die rauhe Stimme einer Schildwache ihm ein gebieterisches Halt! zurief. „Ich erkläre Sie hiemit als verhaftet,“ sagte der Mann; „Sie wissen, daß das Gesetz verbietet, Blumen oder Pflanzenblätter auf den öffentlichen Spazierwegen auszureißen.“

„Ach, das hatte ich ganz vergessen,“ erwiderte Heinrich. „Ich versichere Sie, daß ich gar nicht daran dachte, ein Gesetz zu verletzen, und gerade habe ich das Signal des Schiffes gehört, in welchem ich einen Platz zur Ueberfahrt nach Amerika genommen habe. Wenn sich's um eine Geldstrafe handelt, so bin ich bereit, sie auf der Stelle zu bezahlen; aber halten Sie mich nicht auf.“

„Ich darf das Geld nicht annehmen,“ sagte die Schildwache; „Sie müssen die Strafe an den Inspektor im Wachthaus bezahlen.“

„Ei, so bitte ich Sie, mich schnell dahin zu bringen,“ bat der junge Mann; „ich habe keinen Augenblick zu verlieren.“

„Ich darf meinen Posten nicht verlassen,“ war die Antwort des Soldaten. „Sie müssen hier bleiben, bis die Wache kommt und mich ablöst.“

„Dann verliere ich ja meine Ueberfahrt,“ rief der junge Mann. „Das Schiff ist in diesem Augenblick segelfertig; ich habe das Ueberfahrts-geld bezahlt; mein Gepäck ist bereits an Bord. Um Gotteswillen, bedenken Sie doch die Umstände, in denen ich mich befinde, und bringen Sie mich nicht ins Unglück!“

„Das hilft Ihnen alles nichts,“ erwiderte der Soldat ganz kaltblütig. „Ich kenne meine Schuldigkeit, und kann Ihnen nicht helfen. Sie müssen warten, bis die Ablösung kommt.“

Ich sehe, daß meine jungen Leser ärgerlich werden über den hochsteifen Soldaten, der gar kein Gefühl im Leibe hat, und ganz mechanisch nur an seine militärische Ordre denkt, ohne sich in die Lage des unglücklichen Jünglings hineinzudenken, da er doch sehen muß, daß derselbe an keine mutwillige Gesetzesübertretung gedacht hat. Ich muß mich aber doch des eigensinnigen Soldaten ein wenig annehmen. Er thut einmal seine Pflicht, und niemand mehr als ein Kriegsmann ist gebunden, an dem Buchstaben seiner Vorschrift festzuhalten. Die Verantwortung für die Rechtmäßigkeit oder Billigkeit dieser Vorschrift muß er dem überlassen, in dessen Diensten er steht. Im Krieg ist dies ja noch viel mehr der

Fall. Das Gesetz kennt keine Ausnahme des Mitleids; und wenn eine vorkommt, so ist es nicht den Subalternen überlassen, den Fall zu bestimmen, sondern der obersten Verwaltung des Gesetzes. Dann kommt aber noch etwas hinzu. Ueber jedem Gesetz und über jeder Gesetzesbehörde steht noch eine höhere, unsichtbare Macht, ohne deren Erlaubnis nichts in der Welt geschehen darf, ja von welcher auch die augenblicklichen Einfälle eines blutdürstigen Tyrannen abhängig sind. Gesetze und Machthaber regieren die Welt; aber über ihnen und durch sie regiert die weise und gute Hand Gottes, und denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge, wenn sie noch so kraus und quer aussehen, zum Heile dienen. Wenn wir über etwas Widerwärtiges, das wir nicht ändern können, ärgerlich sind, und die Werkzeuge, durch welche es uns in den Weg gelegt ist, mit Ungeduld und Mißmut betrachten, so sind wir eigentlich im Aerger gegen Gott, der alles regiert, und von dem der Prophet Amos sagt: „Ist auch ein Unglück ist der Stadt, das der Herr nicht thue?“ Wir sind unzufrieden mit Dem, der uns dieses Mißgeschick zum Besten dienen lassen will. Ist das nicht eine Thorheit? Ihr werdet bald erfahren, warum ich das hier sage.

Daß Heinrich die Sache sogleich von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet habe, will ich damit nicht sagen. Ich mute es ihm auch nicht zu, obwohl ich vielleicht könnte. So viel war ihm freilich klar, daß er nichts machen konnte. Die Uhr auf dem St. Michaelisturm hatte gerade Dreiviertel geschlagen, er mußte sich daher darein ergeben, die noch übrigen fünfzehn Minuten, bis die Schildwache abgelöst wurde, geduldig zu warten. Geduldig? Nein, er wartete in der äußersten Ungeduld, und wenn ihr euch in seine Stelle denkt, so werdet ihr es ihm nicht übel nehmen. Aber der zweite und dritte Signalschuß donnerte vom Hafen herauf, und immer noch war nichts von der Ablösungsmannschaft zu sehen.

Endlich erschienen die ängstlich erwarteten Soldaten. Er begleitete den abgelösten Mann auf die Hauptwache, die in beträchtlicher Entfernung auf dem Neumarkte stand, in einer dem Hafen gerade entgegengesetzten Richtung. Hurtig sprang er hinein, erzählte seine Geschichte, zahlte seine Strafe, eilte

durch die Straßen, rannte in vollem Lauf nach dem Hafen, und fand, daß das Schiff bereits außerhalb Sicht war!

Jetzt sank dem jungen Menschen der Mut; mit thränenvollem Auge sah er zum blauen Himmel hinauf, in seinem Herzen hieß es: „Bist du nicht mein Vater? Hast du vergessen, gnädig zu sein? Hast du nicht gesagt: Alle eure Sorgen werfet auf mich?“ — Sonderbarer Weise machte er es also seinem himmlischen Vater zum Vorwurf, daß er ihm eine Erlaubnis erteilt hatte, von welcher er in diesem Augenblick keinen Gebrauch machen wollte, da es doch der einzige Ausweg gewesen wäre, um sein geängstigtes Gemüt zu beruhigen. — Endlich konnte er den Aufruhr seiner Gedanken stillen, und entschloß sich, dem Schiff nachzueilern. In aller Eile rannte er nach Blankenese; aber auch dort kam er zu spät.

Das Dampfboot nach Cuxhaven sollte in zwei Stunden vorüberkommen, und die Lootsen am Strande schienen der Meinung zu sein, es könnte leicht ein Segelschiff überholen; doch konnten sie das nicht geradezu versichern. „Es ist nichts Gewisses unter der Sonne,“ sagte ein alter Bootsmann, der unthätig an einem Rain lag; „aber wenn der junge Herr sein Ueberfahrts-geld auf dem „Schnellsegler“ schon bezahlt hat, so kann er's mit dem Dampfer probieren, und es ist wenigstens eine Möglichkeit vorhanden, daß er das Schiff noch einholt. Wir wollen ihn an Bord bringen, wenn er es verlangt, und es soll nicht viel kosten.“

Der Wind erhob sich und war sehr günstig. Bis sie nach Cuxhaven kamen, war es dunkel geworden; gerade wurde das Licht auf dem hohen, runden Leuchtturm, der in der Nähe des Badehauses steht, angezündet, und Heinrich ersuhr, daß das Schiff gar nicht angelegt hatte, sondern bereits in offene See hinausgesegelt war.

Bittere Thränen rollten ihm über die Wangen herab; und wenn ihm der Gedanke kam, Gott habe ihn ungnädig behandelt, und sein Gebet sei nicht erhört worden, wer von euch will sich über seinen Unglauben wundern, ob er gleich Unrecht hatte? Das Ueberfahrts-geld, sein Gepäc und seine Zeit waren verloren; und das Schlimmste von allem war, daß es aussah, als hätte Gott ein Mißfallen an ihm und

seinem Reiseplan, als hätte er sein Gebet vergessen. Auch konnte der bittere Gedanke, daß das Abpflücken des Kleeblattes all' dies Mißgeschick über ihn gebracht hatte, gar nicht dazu dienen, sein berunruhigtes Gemüt wieder zu beschwichtigen.

Heinrich hatte immer noch so viel Geld, um die Ueberfahrt nach Amerika zum zweiten Male zu bezahlen; aber freilich blieb ihm dann dort nichts mehr übrig. Indessen rechnete er auf seine guten Empfehlungen. Er konnte es aber jetzt noch weniger als vorher übers Herz bringen, sein elterliches Haus aufzusuchen, und seiner Mutter durch Erzählung seines Unfalls neuen Kummer aufs Herz zu wälzen, sondern quartierte sich in einem Wirtshaus in der Nähe des Hafens ein, und erkundigte sich von dort aus in aller Stille nach einer andern Schiffsgelegenheit. Nach wenigen Tagen zeigte sich eine solche, und er eilte, sich einen Platz auf dem Schiffe zu sichern. Er erzählte dem Kapitän, einem wackern Manne, seine Geschichte. Dieser hörte sie mit sichtlichem Theilnahme an, bemerkte aber, es wäre doch möglich, daß dieses scheinbare Unglück noch eine gute Frucht brächte. „Jedenfalls will ich Ihnen einen guten Rat geben,“ setzte er hinzu; „bleiben Sie jetzt gleich an Bord, dann haben Sie nicht zu fürchten, diesmal von einem ähnlichen Mißgeschick betroffen zu werden.“

Die Zeit ging schnell vorüber. An dem Tage, wo das Schiff sich fertig machte, unter Segel zu gehen, war an Bord viel Unruhe und Bewegung. Heinrich sah, daß er den Leuten überall im Wege war, und entschloß sich, ruhig in seiner Kajüte sitzen zu bleiben. Endlich brummt die Kanone Eins, Zwei, Drei; alles auf dem Schiff war in Bereitschaft, und die Segel wurden gelichtet. Der Kapitän und die Matrosen hatten genug zu thun; Heinrich legte sich ruhig in seine Koje, und empfahl sich und das Schiff der Obhut Dessen, der nicht schläft und nicht schlummert.

Wir müssen aber noch einmal ans Land. So sorgfältig sich auch Heinrich versteckt hielt, so konnte er doch nicht ganz verhüten, daß nicht etwas von seinem Abenteuer zu den Ohren seiner Mutter und Schwester kam. Am Tage nach dem Abschied gab Emma Musikunterricht in einem Kaufmannshause in der Stadt. „Ei, was hatte denn Ihr Herr Bruder gestern

auf der Hauptwache zu schaffen?" fragte die Hausjungfer. — „Auf der Hauptwache?" erwiderte Emma; „ich wüßte nicht, daß er auf der Hauptwache gewesen wäre; ich begleitete ihn fast bis zum Schiff." — „Das mag sein," fuhr die Hausjungfer fort, „aber ich habe ihn ja selbst mit einer Schildwache hineintreten sehen, wie wenn er arretiert wäre." — Emma erblaste: „Wann war denn das?" — „Gegen halb neun Uhr." — „Nun, da haben Sie sich gewiß geirrt, denn um 8 Uhr muß er schon auf dem Schiff gewesen sein." — „Auf welchem Schiff," fragte der Herr des Hauses, der bei diesen Worten in die Stube trat. — „Auf dem „Schnellsegler", versetzte Emma. — „Der „Schnellsegler" ist schon vor 8 Uhr unter Segel gegangen; denn als mein Hausknecht, der etwas im Hasen zu besorgen hatte, um 8 Uhr hinkam, fuhr das Schiff schon die Elbe hinunter." — „Nun, dann kann Herr Grote nicht darauf gewesen sein," fuhr die Hausjungfer fort; „denn ich habe ihn trotz der Reisefleider sogleich erkannt, als er dicht an mir vorüberging. Er schien allerdings große Eile zu haben." — „Aber bedenken Sie nur, Mamsell," sagte Emma, „daß mein Bruder, wenn er nicht aufs Schiff gekommen wäre, noch hier in der Stadt sein müßte, und dann würde er doch gewiß sein elterliches Haus zuerst wieder aufgesucht haben." Emma dachte nämlich hierin anders als Heinrich. Es wäre ihr gar nicht leid gewesen, wenn er noch einmal gekommen wäre und sie noch einmal hätte Abschied nehmen müssen. Ob's auch der Mutter so war, weiß ich nicht. Kurz, niemand wußte das Rätsel zu lösen, und Emma war diesmal nur mit halbem Ohr bei ihrer Aufgabe; sie wußte nicht mehr recht zu unterscheiden zwischen b und f, Dur und Moll; es verlangte sie nach Hause, um bei ihrer Mutter Beruhigung zu suchen. Aber die wußte auch nicht mehr zu sagen.

Noch größer wurde die Verwicklung und Beängstigung, als zwei Tage darauf Herr Trevers kam und die Nachricht brachte — — Bald hätt' ich mich verschnappt; ich darf nicht weiter sagen, sondern muß euch wieder zu Heinrich auf das Schiff führen. — Er hat unterdessen gut geschlafen, und als er morgens aus seiner Kabine aufs Verdeck kam, sah er

das Meer von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergolbet, das Land aber längst dem Blick entschwunden. Die Schiffsglocke rief zum Frühstück, und als man damit glücklich zu Ende war, zog der Kapitän ein Bündel Zeitungen heraus, die er am vergangenen Abend unmittelbar vor der Abfahrt noch an Bord bekommen hatte. Er war noch nicht weit mit Lesen gekommen, so stand er mit einem Ausruf der Ueberraschung auf und reichte das Blatt dem jungen Grot. hin mit den Worten: „Da lesen Sie!“ — Heinrich nahm das Blatt und las: „Ein soeben einlaufendes Schiff bringt die Nachricht, daß der Rauffahrteifahrer „Schnellsegler“, der Hamburg mit Gütern und Passagieren nach Amerika verlassen hat, im Kanal untergegangen ist, und keine Seele gerettet werden konnte.“

Bleich und zitternd faltete Heinrich seine Hände zum Gebet, und Thränen der Dankbarkeit liefen ihm über die Wangen herab. „Was denken Sie jetzt von Ihrem Kleeblättchen?“ fragte der Kapitän. — Heinrichs einzige Antwort war: „Lehre mich, o Herr, auch unter den widerwärtigsten Erfahrungen auf dich vertrauen und sprechen: Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!“

---

#### Viertes Kapitel.

Ihr merket schon, liebe junge Leser, warum ich oben so schnell abgebrochen habe, und was ich weiter hatte erzählen wollen. Ja, Herr Trevers brachte den beiden verwaissten Frauen die niederschlagende Nachricht, daß der „Schnellsegler“, auf dem Heinrich seine Passage nach Amerika genommen, mit Mann und Maus untergegangen sei. — Nach dem ersten Augenblick des Schreckens und der Bestürzung sprang Emma auf und rief: „Nein, nein, es ist nicht möglich; Heinrich ist nicht auf dem Schiffe gewesen.“ — Herr Trevers fragte befremdet: „Woher wissen Sie das?“ — Emma

erzählte nun, was sie in dem Kaufmannshause in der Stadt gehört hatte. Er ging sogleich hin, um die Hausjungfer noch einmal genauer auszufragen. Von da ging er auf die Hauptwache, um sich bei dem Inspektor nach dem jungen Mann zu erkundigen. Dieser erzählte ihm alles, was ihm Heinrich berichtet hatte; aber er hatte den jungen Mann nicht gekannt und ihn auch nicht nach seinem Namen gefragt. Somit blieb das Rätsel ungelöst; denn wo sollte Heinrich geblieben sein, wenn er nicht auf dem Schiff war? Warum hatte er sich nicht bei den Seinigen sehen lassen? Auch der Soldat wurde aufgesucht, dessen eigensinniges Beharren auf seinem Kommando den jungen Menschen so in Verlegenheit gebracht hatte. Sein Bericht stimmte mit allem bisher Erhöbenern überein; aber für die Identität der Person konnte er natürlich kein Zeugnis ablegen. Es konnte ja ein anderer junger Mann gewesen sein. Bei Emma jedoch hatte sich auf einmal das Blatt gewendet. Sie hatte der Hausjungfer nicht glauben wollen; jetzt berief sie sich immer auf das Zeugnis dieser Person. Sie mußte ja doch Heinrich Grote gekannt haben, denn sie war öfters im Hause gewesen, um eine Lektion abzubestellen oder auf eine andere Stunde zu erbitten, und sie hatte nicht selten den Heinrich gesehen, da er um diese Zeit keine Beschäftigung fand und meistens zu Hause war. Auch blieb sie steif und fest dabei, es sei Herr Grote gewesen und kein anderer. Gegen diese Versicherung ließ Emma nichts aufkommen, auch nicht den unbegreiflichen Umstand, daß Heinrich sich nicht hatte zu Hause sehen lassen. Was man wünscht, das glaubt man auch gern, sagt das Sprichwort; und vielleicht läßt sich das auch von denen sagen, die nicht an das Evangelium glauben, weil es eben nicht nach ihrem Geschmack ist.

Glücklicherweise ließ sich Heinrich von der Freude über seine wunderbare Errettung nicht so befangen machen, daß er darüber die Seinigen ganz vergessen hätte. Er wußte ja, daß die Zeitungsnachricht auch in Hamburg sich ausbreiten, und auch der geliebten Mutter und Schwester zu Ohren kommen werde. Er wußte, daß sie ihn auf dem untergegangenen Schiffe glaubten, und konnte sich denken, welchem tiefen

Kummer und Gram sie dadurch preisgegeben sein würden. Er versäumte deswegen auch die Gelegenheit nicht, durch den Posten, der sie durch den Kanal begleitete, einen Brief für seine Mutter aufs nächste englische Postamt zu schicken, von wo er auch sicher nach Hamburg gelangte, und aller Ungewißheit und bangen Besorgnis ein Ende machte. Es war ihm nur leid, daß er nicht auch gleich Antwort auf diesen Brief bekommen konnte; aber damit mußte er warten, bis er erst in Amerika festen Fuß gefaßt hatte und seinen künftigen Wohnort angeben konnte. Jetzt freilich kann man von Liverpool auf dem Dampfschiff in 10—11 Tagen nach der Küste von Amerika gelangen; aber damals gingen zwischen Europa und Amerika noch keine Dampfschiffe, und ein Segelschiff ist bekanntlich vom Wind abhängig, und kommt bei Windstille eben so wenig vorwärts, als ein achtpänniger Wagen mit zwei Pferden; ja bei widrigem Wind oder Sturm kann es sogar rückwärts oder auf die Seite verschlagen werden. Jedemfalls braucht es längere Zeit zur Ueberfahrt, und Heinrich durfte es als eine besonders günstige Fahrt betrachten, daß er in Zeit von vier Wochen schon den Ruf vom Mastkorb hörte: Land! Land!

Ja, Land! Aber zu Land wird man auch hungrig, wie zur See, und in New-York ist ein teures Pflaster auch das Magenpflaster. Auf dem Schiff hatte Heinrich für nichts zu sorgen. Sein Ueberfahrts-geld war bezahlt, die Verköstigung mit inbegriffen; er konnte sich jeden Tag dreimal an einen wohlbesorgten Tisch setzen, und der Kapitän bewies ihm noch besondere Freundlichkeit und labte ihn hie und da auch mit einem Glas Wein, wozu er auf seinem Platz kein Recht hatte. Aber von nun an mußte er für sich selber sorgen, und er hatte nur noch wenige Dollars übrig. Wie gut war's, daß er gelernt hatte, an die rechte Thür zu klopfen, wenn ihm etwas fehlte; daß er den Arm des Glaubens hatte, der auch dann noch hinaufreicht, wenn der reiche Herr, der täglich so viele Millionen zu speisen hat, den Brotkorb höher hängt! Seine letzten Erfahrungen, seine merkwürdige Errettung durch das unscheinbare Mittel eines Kleeblattes waren auch ganz dazu geeignet, seinen Glauben zu stärken, und ihm die Worte

eindrücklich zu machen, die er schon in der Schule gelernt hatte:

Ihu' als ein Kind, und lege dich  
In deines Vaters Arme!

Sein erster Gang, nachdem er sich eine geringe Herberge aufgesucht hatte, war in New-York in das Haus eines reichen Kaufmanns, dem er von Herrn Trevers empfohlen war. Nachdem der Mann den Brief gelesen hatte, sagte er: „Sie kommen mir wie gerufen. Ich brauche einen jungen Mann auf meinem Kontor und hatte einen in Philadelphia engagiert. Der mußte aber vorher für sein Haus eine Geschäftsreise nach New-Orleans machen, und dort ist er, wie mir gestern gemeldet wurde, am gelben Fieber gestorben. Sie können nun gleich in die Stelle treten, wenn Sie sich derselben gewachsen glauben. Wir haben ein ausgebreitetes Drogueriegeschäft und Sie hätten die deutsche und französische Korrespondenz zu übernehmen. Haben Sie etwa schon in einem ähnlichen Geschäfte serviert?“

Heinrich mußte gestehen, daß er bisher auf der Schreibstube eines Anwaltes gearbeitet habe und noch nie in einem kaufmännischen Geschäft angestellt gewesen sei; er setzte aber hinzu, sein Vater sei ein gewandter Kaufmann, und durch ihn sei er mit den Erfordernissen eines kaufmännischen Korrespondenten hinlänglich bekannt gemacht worden, auch mit der französischen Sprache vertraut genug. Das Gesicht von Herrn Hobarton, vorher schon ziemlich lang, wurde bei dieser Erklärung noch um ein Merkliches länger; da er aber um einen Gehilfen in Verlegenheit war und ihm das offene, gutmütige Wesen des jungen Mannes wohl gefiel, entschloß er sich doch, einen Versuch mit ihm zu machen. Heinrich gab sich alle Mühe, seine Zufriedenheit zu erwerben, und war bald eingeübt. Nach drei Monaten hätte kein Mensch geglaubt, daß er nicht die kaufmännische Carriere ganz regelmäßig durchgemacht habe.

So weit war alles recht; aber weiter hinaus sah es unfreundlich genug aus. Der englische Stuhl der Lebensart machte ihm wenig zu schaffen, denn Hamburg ist ja selber eine halbbenglische Stadt; aber eine Entschädigung für das

unruhige Treiben am Tage, Messen und Wägen, Zählen und Zählen, Schreiben und Baden, Märkten und Handeln, wußte er am Abend, wann die Geschäftsstunden vorüber waren, nirgends zu finden. In die Familie seines Prinzipals hatte er so wenig wie die anderen Kontorarbeiter Zutritt; seine Wohnung in einem kleinen Dachstübchen war einsam und trostlos; unter seinen Kontorgenossen war keiner, mit dem ein vernünftiges Wort zu reden gewesen wäre, das über's Geldmachen hinausging; Empfehlungen in andere Häuser hatte er zwar gehabt und auch abgegeben, wurde etwa auch zu einem Abendhee geladen, wo es steif und formell herging, aber einen Umgang, der sein offenes und empfängliches Gemüt angesprochen hätte, fand er nirgends. Mit der Zeit würde sich auch das gegeben haben; gemüthliche Naturen findet man ja doch überall, besonders wo so viele Deutsche sind wie in New-York; auch christlich gesinnte Leute hätte er in Menge finden können, wenn er die rechten Wege gewußt hätte. Gemüthliche Christen — und eben solche suchte er — sind freilich schon rarer. Er versuchte es bei einigen Predigern; aber die waren so mit Arbeit überhäuft, namentlich am Sonntag, den er allein frei hatte, daß sie sich mit einem unbekanntem jungen Menschen nicht zu viel abgeben konnten, und wenn er's einmal ungeschickt getroffen hatte, so möchte er zum zweitenmal nicht kommen; dazu war er zu schüchtern. Geduldig warten bis es besser kommt? Ja, ihr wißt vielleicht noch nicht, daß junge Leute in ihrem Garten nur selten das holde Kräutlein Patientia stehen haben. In der Bibel lesen? Das thut allerdings gut, denn wir haben dann bessere Gesellschaft, als irgendwo in New-York oder einer andern Stadt der Welt zu finden ist; und wir treffen Leute an, die auch in der Fremde sein mußten, während sie lieber daheim gewesen wären, und doch, wenn sie auch Heimweh hatten — warum sollten sie nicht? — so war's nicht nach einer Stadt diesseits oder jenseits des Wassers, sondern nach einer jenseits der Wolken, nach der, welche die Gründe von Edelstein hat, ein Abraham, ein Joseph, ein Daniel, und andere, die ihr im ersten Kapitel des Hebräerbriefes ausgezeichnet findet. Nun, Heinrich hat freilich auch in der Bibel gelesen; aber seine Gedanken waren

oft nicht dabei, sondern wanderten in der Ferne herum. Ihr wisset wohl, daß ein Unterschied ist zwischen dem Erbsenessen und dem Erbsenlesen — letzteres macht nicht satt; aber so ist's auch mit dem Bibellesen und Bibellesen, hätt' ich fast gesagt, denn allerdings ist das Wort Gottes eine Speise zum Essen, nicht bloß zum Ansehen. Manchmal findet freilich auch einer, der das Wort Gottes in ganz anderer Absicht liest, ein Kleinod darin, das er nicht gesucht hatte, wie jener Londoner Künstler, der im Oktober 1777 einen Elefantenzahn zu Fächerstäbchen verarbeitete, und einen schönen Diamant darin fand, welchen man auf 90 000 Thaler schätzte. Aber das ist eine Ausnahme und fordert jedenfalls Aufmerksamkeit. Und doch kann das Heimweh nicht besser überwunden werden, als wieder durch Heimweh, ein's durch's andere, ein starkes durch ein stärkeres, wie jener Tischlergeselle dadurch vom Zahnschmerz frei wurde, daß er seinen Daumen in den Schraubstock spannte und so lange drehte, bis der heftigere Schmerz den heftigen bemeistert hatte. Es hat Einer gesagt: Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen. Vom irdischen Vaterland gilt das nicht in allen Fällen, aber vom himmlischen jedesmal. Und um dieses Heimweh nach der ewigen Heimat zu nähren und zu stärken, dazu ist das Wort Gottes mit seinen herrlichen Schilderungen und Verheißungen immerhin das beste Mittel. Ihr werdet freilich sagen: wie kann man einen jungen Menschen, der das Leben noch gar nicht recht genossen hat und der seine Teuersten noch hienieden weiß, ein solches Heimweh zumuten? und ich glaube, unserm Heinrich Grote war's etwa auch so zu Mut. Ihr denket vielleicht, dieses Heimweh nach dem Himmel sei erst dann am Platz, wenn man mit der Erde fertig ist, wenn sie einem nichts mehr geben kann oder nichts geben will. Nun darin bin ich freilich anderer Meinung, weiß auch von Kindern und jungen Leuten, die den vollen Genuß der Weltfreuden vor sich hatten und ihre Liebsten hier unten zurücklassen mußten, und dennoch mit Sehnsucht sich nach dem Himmel streckten. Doch wir wollen darüber nicht streiten; ich erzähle ja nur, wie's bei Heinrich war.

Oder ihr saget, Heinrich hätte sollen durch Gebet sich

gegen das nagende Heimweh stärken, und im Umgang mit dem unsichtbaren Freund im Himmel einen Ersatz suchen für den Umgang mit seiner Familie, den er entbehren mußte. Nun ja, da treffen wir zusammen, und dieser Gebetsumgang mit seinem Heiland, den er ja von Kindheit an kannte, wäre gerade das rechte Mittel gewesen, um jenes Heimweh in ihm zu erwecken. Es heißt aber in einem Liede:

Wie kann ein Pfeil das Ziel zersplittern,  
Wenn seinem Schützen die Hände zittern?

Die Unruhe des Herzens, das von einer Leidenschaft, von einem krankhaften Gedanken umgetrieben wird, ist nicht die rechte Stimmung für ein wirksames Gebet. Wer im Wasser ist, der kann seine Kleider nicht trocken kriegen, wenn er nicht ans Land geht. Wer aber bei einer tropischen Hitze von 30° R. im Schweiß badet, der kann das Naswerden seines Gewandes nicht verhüten. Zur Erklärung muß ich bemerken, daß der kleine Familienkreis, in welchem Heinrich aufwuchs, mit großer Zärtlichkeit zusammenhielt, und daß die einzelnen, je weniger sie mit anderen Leuten Umgang hatten, sich um so fester an einander angeschlossen. Da sie, wie gesagt, außerhalb der Stadt einsam wohnten, so hatte Heinrich auch wenig Umgang mit Altersgenossen, und war nur auf seine Schwester verwiesen. Um so schmerzlicher war ihm jetzt die Trennung. In der Aufwallung eines großmütigen Gefühls, daß er seiner Mutter und Schwester nicht länger zur Last sein dürfe, die mit mühseliger Arbeit das Nötige zu erwerben hatten, und daß er jetzt eigentlich für sie eine Stütze sein sollte, hatte er sich zu der Reise nach Amerika entschlossen, aber die Kosten nicht gehörig überschlagen, ob er es habe, hinauszuführen, d. h. ob sein Gemüth stark genug sein werde, das Peinliche des Getrenntseins von ihnen ohne irgend eine angemessene Entschädigung zu ertragen. Jetzt zeigte sich's, daß sein fast nur unter weiblicher Einwirkung gebildetes Gemüth zu weichlich war, zu wenig gestählt, um den Anläufen der Empfindung gehörig Widerstand zu leisten. Immer lebhafter tauchte in ihm der Wunsch auf, in seine Heimat zurückzukehren. Im Anfang bekämpfte er ihn mutig durch den

Gedanken an die Unterstützung, die er späterhin seinen Lieben würde leisten können, wenn er in seiner Stellung aushartete, denn er hatte ein ansehnliches Salär, und es war ihm, da Herr Hobarton mit seinen Arbeiten sehr zufrieden war, eine baldige Aufbesserung in Aussicht gestellt. Aber so oft er in seinem einsamen Dachstübchen die Sache überlegte, spielte ihm seine lebhaftige Einbildungskraft den schlimmen Streich, daß sie ihn in das Häuschen und den Garten führte, wo Mutter und Schwester wohnten, und ihm die Scenen vormalte, welche Freude es sein werde, wenn er wieder bei ihnen eintreten und einen Saß voll Dollars vor ihnen ausschütten könne und sagen: „So, jetzt sollt ihr euch nicht mehr so einschränken, wie bisher; jetzt thut euch auch etwas zu gut!“ Diese Heimgatbilder aber bestärkten in ihm nicht den Entschluß, auszuweichen, damit er sie verwirklichen könne, sondern nur die Sehnsucht, die Vermissten je eher, je lieber wieder zu sehen, und eh' er sich's versah, war dieser Wunsch in ihm so mächtig geworden, daß er auch bei der Arbeit oft ganz zerstreut war und seine Gedanken nicht bei der Sache hatte, auch sehr niedergeschlagen aussah, was seinem Prinzipal nicht entging. Heinrich war bleich und mager geworden, und wer sich ein wenig darauf verstand, der konnte leicht merken, daß ihn irgend ein schwerer Kummer drückte. Als aber Herr Hobarton ihn teilnehmend darüber befragte, wollte Heinrich nicht mit der Sprache heraus, denn er schämte sich, sein Heimweh zu gestehen und schützte ein leichtes Uebelbefinden vor. Sein Prinzipal ließ sich aber nicht täuschen und dachte, eine Zerstreung würde vielleicht gute Dienste thun. Er beschloß, mit seiner Familie einen kleinen Ausflug aufs Land zu machen, und lud Heinrich ein, sie zu begleiten. Das konnte er nicht ablehnen; vielleicht dachte er auch selber, es könnte eine wohlthätige Wirkung haben. Sie kamen auf ihrem Ausflug in die Stadt K., und brachten einen Tag dort zu. Die Stadt hatte ein Theater, und es war für den Abend ein beliebtes Stück angekündigt. Herr Hobarton lud den jungen Mann ein, mit ihm und seiner Familie auch hineinzugehen. Er war in Hamburg nie im Theater gewesen, denn die beschränkten Vermögensumstände seiner Eltern hatten ihnen diesen Genuß

versagt, wenn sie auch nicht gewußt hätten, die Zeit auf eine nützlichere Weise hinzubringen. Man muß so etwas doch gesehen haben, dachte Heinrich, um darüber urtheilen zu können, und sagte zu.

Das Schauspiel ging zu Ende. Der letzte Akt hatte bereits angefangen. Alles war in fröhlicher Aufregung begriffen. Das Orchester ließ die lieblichsten Harmonien ertönen. Auf einmal nahm man eine kleine Verwirrung auf der Bühne wahr, und von oben herab fiel ein Funkenregen. Einige erschrakten; andere glaubten, das gehöre zur Darstellung. Ella Hobarton klatschte in die Hände und erklärte, ein lustiges Feuerwerk gehe ihr über alles, Frau Hobarton aber, die von ihrem Platz aus besser sehen konnte, was vorging, wurde plötzlich blaß. Es ist etwas vorgegangen," rief sie. "Sie reißen die Coullissen ein."

Mehrere Stimmen riefen, es sei keine Gefahr; aber einen Augenblick darauf trat der Regisseur vor und meldete, das Haus stehe in Brand, wobei er auf die Decke deutete, wo die Flammen mit fürchtbarer Schnelligkeit um sich griffen.

"Herr Grote," sagte Herr Hobarton ganz ruhig, "nehmen Sie sich meiner Ella an. Ich will für meine Frau sorgen. Betty weiß sich selbst zu helfen. Bleiben Sie ruhig und haben Sie guten Mut!"

Er war ein großer starker Mann, nahm seine ohnmächtige Frau auf den Arm und trug sie fort, als wäre sie ein kleines Kind. Heinrich folgte mit Ella, aber die beiden wurden bald von den übrigen getrennt und von der drängenden Masse zurückgeschoben. Immer und immer versuchten sie es, sich durchzudrängen, aber ohne Erfolg. Sie stiegen hinauf in einen langen Korridor hinter der ersten Logenreihe; aber es war alles finster, denn die Lichter waren durch den erstickenden Dampf ausgelöscht, und niemand wußte, nach welcher Richtung er sich wenden sollte. Das Gedränge war ungeheuer. Einige stiegen über den Rücken und die Schultern der andern hinweg, und vermehrten so den erstickenden Druck. Ella fühlte, wie Heinrichs Arm nachließ; seine Augen waren geschlossen und ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, er war aber zu fest eingekleidet, um fallen zu können, und wurde

fast bewußlos fortgeschleppt, während das erschrockene Mädchen sich immer noch fest an ihn anklammerte. Sie kamen an einem offenen Fenster vorbei. Ella zog Heinrich mit aller Gewalt zu demselben hin, und wie sie gehofft hatte, die kühle Luft erfrischte ihn, daß er die Augen wieder aufthat. Viele sprangen nun, weil sie keinen andern Ausweg finden konnten, durch die Fenster auf die Straße hinab, was denen, die von den obern Gängen herabstürzten, größtenteils das Leben kostete.

„Mein Vater! Mein armer Vater!“ rief Ella, indem sie die Hände rang. Heinrich aber fühlte, daß seine Kräfte schnell nachließen und daß nur ein Ausweg übrig blieb, um die ihm übergebene Tochter seines Prinzipals zu retten. „Sie müssen hinauspringen,“ sagte er, „und zwar schnell, denn sonst drängen sie uns vom Fenster weg. Es kann von hier aus nicht sehr tief gehen.“

„Und Sie, Herr Grole?“

„Ich werde Ihnen folgen. Nur schnell! schnell! oder es ist zu spät. Gott mit Ihnen!“

Er half ihr empor. Beim Anblick der Tiefe zögerte sie, aber dringende Stimmen hinter ihr mahnten, es sei keine Zeit zu verlieren. Sie ließ ihren Halt fahren und fiel mehr als sie sprang unter den Haufen drunten hinein. Heinrich sah, wie sie sich unverletzt wieder aufrichtete und sich nach ihm umblickte, aber ihm nächsten Augenblicke hatte ihn das Gedränge mit fortgerissen, und nur mit großer Schwierigkeit gelang es ihm endlich, durch ein Thür zu entkommen, aber freilich nicht ohne bedeutende Quetschungen und Schrunden. Die ganze Familie war in Sicherheit gebracht.

Dieses schauerhafte Abenteuer, bei dem so manche Menschen ihr Leben einbüßten, hinterließ in Heinrichs Gemüt einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Er machte sich bittere Vorwürfe, daß er sich hatte überreden lassen, an dem Ausflug und an dem Besuch des Schauspiels teilzunehmen, und namentlich darüber, daß er unterwegs nicht regelmäßig und ernstlich genug gebetet hatte. Freilich, ein Christ betet vor jedem Essen. Aber wie viele giebt es, die vor einem Theaterbesuch belen: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“ — Würde es ihnen nicht vorkommen

wie ein Spott? Aber nicht bloß Vorwürfe machte er sich, sondern das ganze Leben in Amerika war ihm aufs neue entleidet, während er doch wissen mußte, daß Deutschland in diesen Stücken nichts vor Amerika voraus hat. Dazu kam aber noch etwas. Die gemeinschaftliche Reise und noch mehr die gemeinsame Angsterfahrung hatte ihn der Familie Hobarton beträchtlich näher gebracht und eine gewisse Vertraulichkeit eingeleitet, welche der Prinzipal dem jungen Buchhalter für die seiner Tochter Ella geleistete Unterstützung schuldig zu sein glaubte. Heinrich wurde öfter zu Thee geladen, dann und wann auch den Sonntag in der Familie zuzubringen. Diese Sonntage schätzte er dann für verloren, denn wenn man auch in die Kirche ging, so wurde doch die übrige Zeit mit eitlen weltlichem Geschwätz verderbt, während Heinrich sie zu Hause mit Lesen in der Bibel und andern guten Büchern hätte zubringen können. Natürlich schickte sich's auch an einen jungen Menschen, wie er, nicht, den Ton anzugeben. Dagegen fühlte er wohl, daß seinem natürlichen Menschen die Sache nur zu gut gefiel, und daß er, wenn es so fortginge, allmählich in die Reize des Weltlebens und des Gefallens an der Eitelkeit hineingezogen werden würde; er merkte, wie nach und nach die Bibel ihm gleichgültiger wurde und wie er gewöhnlich nach einem so in der Eitelkeit verlebten Tage keine rechte Lust mehr hatte zum Gebet. Das erschreckte ihn. Zweierlei war nun in seine Wahl gelegt: entweder die Waffenrüstung Gottes anziehen und entschlossen die Pfeile des Bösewichts abwehren (aber ach! wenn nur der Bösewicht nicht so freundlich ausgesehen hätte!), oder diese gefährliche Umgebung fliehen. Indem er das eines Sonntagabends in seinem Dachstübchen überlegte, schlug er seine Brieftasche auf, um einen Spruch nachzulesen, den ihm seine fromme Mutter hineingeschrieben hatte, und der also lautet:

Wer wartet, bis der Heiland macht,  
Der hat von Glück zu sagen,  
Eh' er den Lasten nachgedacht,  
So sind sie weggetragen.

Bei dieser Gelegenheit kam ihm auch das Kleeblättchen vom Hamburger Wall, daß er lange nicht mehr gesehen hatte,

wieder unter die Hände, und beim Anblick desselben stiegen die Erinnerungen an die süße Heimat und die Sehnsucht nach derselben aufs neue mit solcher Macht in seiner Seele empor, daß er nun gleich hätte in den Hafen laufen und ein Schiff nach Hamburg hätte suchen mögen. Aber das erinnerte auch noch an etwas anderes, an die wunderbare Errettung von dem Untergange durch Schiffbruch, an die gnädige Führung des Gottes, dem es ein geringes ist, durch wenig oder viel zu helfen, dem aber ein gehorsames Kind stille halten muß, bis er selber Weg und Bahn macht. So führte das kleine Blättchen auch gleich sein Gegengift mit sich, und während es auf der einen Seite die Blut der Sehnsucht nach der Heimat aufsaugte, löschte es dieselbe wieder durch Hinweisung auf die Wasserflut, in welcher der „Schnellsegler“ versank. Heinrich ermannte sich zu dringendem Gebet um Kraft zum Ausharren und um Licht auf seinem dunklen Pfad. Das Gebet fand Erhörung. Als er sich von demselben erhob, stand der Entschluß in ihm fest, seinen Schritt zu thun, bis ihm Gott Bahn mache. Diesem Entschluß blieb er treu, und er brauchte nicht lange zu warten.

Ein Hamburger Haus, mit dem Herr Hobarton in lebhafter Geschäftsverbindung stand, hatte falliert. Heinrichs Prinzipal hatte nicht nur bedeutende Summen an dasselbe zu fordern, sondern, weil dasselbe einen fast unbeschränkten Kredit genoß, auch noch erst vor wenigen Tagen eine Warensendung im Wert von 10 000 Dollars an das Haus konfigniert. Die letztere wenigstens sollte für den rechtmäßigen Eigentümer gerettet werden, wenn auch von dem Guthaben nicht mehr viel herauszuschlagen wäre. Es war notwendig, einen eigenen Agenten nach Hamburg zu schicken, der wo möglich vor dem Schiff, das die Waren trug, dort ankommen mußte, um diese gleich beim Eintreffen in Hamburg für Rechnung des Absenders in Beschlag zu nehmen. Natürlich fiel Herrn Hobartons Blick zuerst auf Heinrich Grote, so ungern er ihn auch auf so lange Zeit entbehrte. Heinrich war ein geborner Hamburger, kannte die dortigen Verhältnisse und Persönlichkeiten, und hatte durch seinen Aufenthalt bei dem Advokaten auch einige genauere Bekanntschaft mit den in

Hamburg geltenden Handelsgesetzen erlangt. Natürlich nahm er den Auftrag mit Freuden an, und sah darin einen Weg von Gott, der ihm die eigenmächtigen Schritte ersparen wollte. Die Angelegenheit litt keinen Verzug. Die Zurüstungen zur Reise waren bald gemacht; ein Schiff von Liverpool lag im Hafen segelfertig, mit dem sollte Heinrich nach Liverpool gehen, von dort mit dem Eilwagen nach Hull, und dann mit dem Paketboot, d. h. mit dem Dampfschiff vollends nach Hamburg hinüber. Heinrich verabschiedete sich von der Hobartonschen Familie, die ihn nur ungern von sich ließ, und fuhr mit günstigem Wind in den atlantischen Ozean hinein. Freilich, derselbe günstige Wind, der ihm so förderlich war, kam auch dem Schiff, das die Waren trug, und das er überholen sollte, zu statten; allein er wußte, daß dieses schwere Ladung hatte und kein Schnellsegler war, und im übrigen befaß er sich und seine Angelegenheit dem Gott, dessen Macht und Weisheit er schon so vielfach erfahren hatte. Vorwärts also!

„Ja, ja, nur Geduld! Es ist ein anderer, der kommandiert, und der läßt sich nichts drein reden. Schon manchmal ist ein Schiff glücklich bis in den Hafen gekommen und im Hafen noch gescheitert. Wen trägt denn jener Koloß von ein einem Strandbewohner am Ufer hinauf? Es ist leblos aussehender Mensch; seine Arme kluntern wie der leere Aermel des Invaliden in Greenwich, dem der Arm abgeschossen ist. Seine Augen sind geschlossen; sein Haar, vom Meerwasser durchnäßt, hängt ihm lang herab; er liegt dem Koloß auf der Schulter wie dem Milo von Croton sein Kalb, nur nicht zappelnd. Er wird in das Wirthshaus des nahen Städtchens gebracht, der Arzt gerufen, der Belebungsversuche mit ihm anstellte, und in kurzer Zeit schlägt er die Augen auf, sieht sich um: „wo bin ich?“ und zugleich schlägt er mit der Hand auf seine Brusttasche, um sich zu überzeugen, daß sein Notizbuch, in welchem er seine Vollmachten und Wertpapiere mit sich führte, nicht verloren gegangen sei. Wichtig verloren! In höchster Beunruhigung fuhr er auf: „Gebt mir meine Kleider!“ — „Aber sie sind ja ganz naß.“ — „Hat nichts zu sagen; ich muß meine Brieftasche suchen,

es sind Papiere von großem Wert darin, die nicht mir gehören; sie muß mir auf dem Weg vom Strand hieher aus der Rocktasche gefallen sein; ich muß sie suchen.“ — „Gedulden Sie sich!“ rief der Arzt; „ich werde die Briefftasche suchen lassen. Sie dürfen jetzt nicht fort; es ist ein Fieber im Anmarsch; es wäre Ihr Verderben, wenn Sie jetzt Ihre nassen Kleider wieder anziehen wollten.“

Heinrich mußte sich fügen, und war bald darauf durch das ausbrechende Fieber allen Sorgen und Handelsgedanken entrückt; die Briefftasche wurde gefunden, der Arzt nahm sie zur Hand, ohne sie zu öffnen, und als durch seine geschickte und sorgfältige Behandlung nach acht Tagen das Fieber gewichen war, stellte er sie ihrem Eigentümer wieder zu. Sie war zwischen zwei Steine hineingefallen und erst nach langem Suchen gefunden worden. Als Heinrich sie heftig öffnete, fand sich nichts mehr darin als das Schreibbüchlein mit allerlei Notizen und mit dem Sprüchlein seiner Mutter:

Wer wartet, bis der Heiland macht u. s. w.

In einem verborgenen Täschchen fand sich auch noch, in ein Papier eingelegt, das Kleeblatt. Das Sprüchlein und das Blättchen verhüteten den Wiederausbruch des Fiebers, indem sie beruhigend auf Heinrichs Gemüt wirkten. War denn nicht die Geschichte mit dem Blättchen, so widerwärtig sie auch ausah, doch noch so wunderbar glücklich abgelaufen? Warum sollte Gott nicht auch aus diesem Schiffbruch noch etwas Gutes herausbringen können? Ein freudiger Mut stieg bei diesem Gedanken in Heinrichs Herz empor. Er wollte sich der Führung seines guten Herrn im Himmel willenlos und furchtlos überlassen. Glücklicherweise hatte er noch so viel bar Geld in der Tasche, daß er nach Hamburg kommen konnte, ohne deshalb in neue Verlegenheit zu geraten. Freilich kam er zu spät. Das Schiff mit den Waren war bereits in die Elbe eingelaufen und die letzteren von den Gläubigern des gefallenen Hauses in Beschlag genommen und für ihre Rechnung verkauft worden. Wo die Papiere aus Heinrichs Briefftasche hingekommen sind, ist nie genau bekannt worden. Man wollte zwar wissen, es habe sie jemand aus der Brief-

tasche herausgenommen, diese dann wieder zwischen die Steine hineingelegt, die Papiere aber gegen gute Belohnung in die Hände der fallierten Herren Vorje u. Comp., die auch ein Haus in Liverpool hatten, niedergelegt, von denen sie nach Hamburg geschickt worden seien, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen; doch ist darüber nie etwas Gewisses bekannt geworden.

Als ein Schiffbrüchiger, ohne Gepäck, mit wenigen Thalern in der Tasche, wie er Hamburg verlassen hatte, so kam Heinrich nach Hamburg zurück. Die Freude des Wiedersehens war dadurch sehr gedämpft; so mancher schöne Traum war verfliegen; der Reiz, den die schönen Phantasiebilder der Heimat in der Ferne auf ihn ausgeübt, war merklich geschwächt. Nach Amerika konnte und wollte er nicht mehr zurück, nachdem sein Unternehmen, wenn auch ohne seine Schuld, so sehr mißglückt; in Hamburg hatte er auch keine Beschäftigung. Aber den Mut gab er darum doch nicht auf; und so oft er das Kleeblatt ansah, stieg die Erinnerung an die gnädige Fürsorge Gottes auf's neue in ihm auf.

---

### Fünftes Kapitel.

Wir müssen jetzt unsere Freundin Emma weiter erzählen lassen.

Ich hatte, so sagt sie, eine neue Schülerin erhalten. Ihr Haus war ziemlich weit von unserer Wohnung entlegen; aber das kam in geringen Betracht gegen der weitern Einnahme von einem Thaler in der Woche, die uns in unseren jetzigen Umständen, da auch für Heinrichs Unterhalt gesorgt werden mußte, sehr willkommen und nötig war. Eines morgens, als ich den Gang zu dem Hause der Frau Ebrich, der Mutter meiner neuen Schülerin, machen wollte, wurde ich von einem schnellen und heftigen Regenschauer überfallen. Ich war bei heiterem Himmel von Hause weggegangen und hatte keinen Regenschirm. Der Regen war mir sehr unbe-

quem. Nicht von ferne fiel mir ein, daß dieser unwillkommene Regenguß das Mittel werden würde, uns vor drohender Armut zu retten.

Frau Ebrich war eine sehr mütterlich gesinnte, gütige Dame, und als sie sah, daß die Musiklehrerin ihrer kleinen Tochter in den Regen gekommen und ganz durchnäßt war, drang sie darauf, ich müsse meine Kleider an dem Kaminfeuer trocknen, ehe ich die Lektion anfangen. Auch nötigte sie mir ein Glas Wein und Zwieback auf, um, wie sie sagte, eine Erkältung zu verhüten.

Ich war mit dem Trocknen meiner Kleider und mit dem Glas Wein noch nicht fertig, als sich ein Klopfen an der Thüre hören ließ, und ohne Anmeldung eine Dame hereintrat, die von Frau Ebrich alsbald wie eine vertraute Freundin empfangen wurde.

„Ich hatte eigentlich nicht im Sinne, Sie heute zu besuchen,“ sagte die Fremde; „aber der unerwartete Regenguß hat mich genötigt, hier ein Obdach zu suchen.“

Die Blicke der Dame brachten mich in einige Verlegenheit. Es kam mir vor, als wäre mir dieses Gesicht nicht ganz unbekannt, und doch konnte ich mir nicht denken, wann oder wo ich sie gesehen haben sollte. Es war ein alltliches Gesicht mit sehr angenehmen Zügen, hie und da aber mit Furchen, die von schweren Erlebnissen zu zeugen schienen.

Ich war im Begriff, mich in die Kinderstube zurückzuziehen, um meine Lektion zu geben; aber Frau Ebrich sagte: „Laufen Sie nicht weg, Fräulein Grote! Sie können sicherlich noch nicht trocken sein; und Sie wissen, es ist eine bedenkliche Sache für junge Frauenzimmer — und,“ setzte sie mit freundlichem Lächeln hinzu, „für ältere auch — sich zu erkälten. In der That, Sie dürfen noch nicht gehen, bis Sie ganz fertig sind. Frau Marbot und ich haben keine Geheimnisse miteinander zu verhandeln.“

Frau Marbot! Jetzt fiel mir auf einmal alles ein, die Abschiedsscene auf dem Verdeck jenes Schiffes, mit dem mein Vater die Reise machte. Das war die Dame, die ich dort gesehen hatte, wie sie von ihrer Tochter so schmerzlichen Abschied nahm. Sie war die Mutter meiner lieben Korrespon-

dentin in Kalkutta. Wie seltsam dieses Zusammentreffen! dachte ich, und sah der Dame freundlich ins Gesicht.

Auch sie betrachtete mich nachdenklich. „Fräulein Grote?“ wiederholte sie. „Mein liebes Fräulein, vergeihen Sie meine Neugierde: wohnt Ihre Familie hier in Hamburg?“

„Meine Mutter und mein Bruder, Madame,“ erwiderte ich; „mein Vater aber ist außer Landes.“

„In Indien?“ fragte die Dame.

„Ja, vor bald zwei Jahren segelte er dahin,“ sagte ich.

„Mit welchem Schiffe reiste er?“ fragte sie; und es war mir fast, als ob ihre Stimme ein wenig zitterte.

Ich nannte den Namen des Schiffes und auch den des Kapitäns.

„Ei, das freut mich, das freut mich, Sie hier getroffen zu haben, Fräulein Grote,“ sagte sie und nahm mich aufs Freundlichste bei der Hand. „Sie wissen gar nicht, wie sehr ich Ihrem guten Vater verpflichtet bin, obwohl ich ihn nie gesehen habe, und wie leid es meinem Manne und mir war, die Wohnung Ihrer Mutter nicht ausfindig machen zu können, um sie zu besuchen und unsere Dankbarkeit gegen sie auszusprechen. Jetzt werden wir das nicht versäumen.“

Ich sagte ihr darauf, daß ich mit Ihrer Tochter Briefe wechselte, und daß ich auf die Aufforderung derselben hin längst gewünscht habe, die Bekanntschaft der Marbotschen Familie zu machen, und wie es mir mit der Adresse ihrer Wohnung gegangen sei.

Frau Marbot erzählte hierauf ihrer Freundin, wie ihre liebe Marie auf ihrer Seereise an meinem Vater einen so angenehmen Reisegefährten und gütigen Beschützer gefunden habe, und daß sie in ihren Briefen ihn nie anders nenne, als ihren „guten Stiefvater“. Dann schrieb sie die Adresse unserer Wohnung auf und ging, weil der Regen aufgehört hatte, nach Hause, ich zu meiner Schülerin.

Einige Tage darauf aber machte sie einen Besuch bei meiner Mutter. Nach einer halbstündigen Unterredung war schon nichts mehr davon zu sehen, daß sie ihr Leben lang einander fremd gewesen waren. Die Umstände, welche sie zusammengeführt hatten — die beiderseitigen Lieben, die jetzt

so weit in der Ferne waren, knüpften ein Band der Gemeinschaft zwischen ihnen, und dieses Band verstärkte sich durch die gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen. Beide hatten im Familienleben manches Schwere durchgemacht, und dabei die göttliche Durchhilfe vielfach erfahren. Und die Entdeckung, daß sie beide auf demselben Glaubensgrund standen, gab dieser Gemeinschaft vollends ihren Wert und ihre Weihe.

Meine Mutter berührte nur leise im Vorübergehen die Umstände, welche ihr gerade jetzt das Herz schwer machten, ihre Ungewißheit hinsichtlich der Stellung meines Vaters, den Verlust unseres Einkommens in Folge des Falliments seiner Firma, und den Mangel einer Stelle für meinen Bruder Heinrich. Frau Marbot sprach darauf einige Worte der Ermunterung und Hoffnung und verabschiedete sich.

Nachdem sich zwischen den beiden Frauen eine solche Uebereinstimmung der Gemüther, der Erfahrungen und der Ueberzeugungen herausgestellt hatte, konnte man freilich nicht erwarten, daß mit diesem Besuch aller persönliche Verkehr zu Ende sein werde; aber wir waren doch überrascht, als einige Tage darauf meine Mutter ein kurzes Billet erhielt: „Herr Heinrich Grote wird ersucht, morgen nachmittag 4 Uhr mich auf dem Kontor der Herren Albrecht & Finke in der Altstadt aufzusuchen, um eine Mittheilung von mir zu empfangen. Felig Marbot.“

Heinrich ging natürlich zu rechter Zeit hin, wäre lieber heute schon gegangen, und kam sehr aufgeräumt zurück. Herr Marbot hatte von einer Stelle auf einem Kontor gehört, die für meinen Bruder ganz passend war, und hatte ihn dazu empfohlen, so daß vorläufig alles im Reinen war. Er bekam ein reichliches Gehalt, so reichlich, daß es für die beschränkten Ausgaben unserer Haushaltung hinreichte. Der gute Heinrich meinte, es sei eine prächtige Bezahlung, und Herrn Marbot erklärte er natürlich für einen der artigsten Männer, die ihm je vorgekommen.

Mein Bruder ging nun Tag für Tag aufs Kontor und ich zu meinen Schülerinnen; und hätte uns nicht die Ungewißheit wegen des lieben Vaters geplagt, so würden

wir uns sehr glücklich gefühlt haben. Ich hatte durch die Empfehlung der trefflichen Madame Ebrich zwei weitere Schülerinnen bekommen, und wir hatten in dieser Hinsicht keine Sorgen mehr; aber mehrere Monate lang bekamen wir keine Nachricht mehr von meinem Vater. Dagegen hatte mein Bruder außer der glücklichen Wendung seiner Lage auch noch die Freude erfahren, daß das Haus Lorje & Comp. durch gelungene Speculationen eines ihrer Associés in England in den Stand gesetzt worden war, ihr Geschäft wieder zu eröffnen und alle ihre Gläubiger vollständig zu befriedigen. Sein ehemaliger Prinzipal, Herr Hobarton in Newyork, fühlte sich dadurch bewogen, ihm den Verlust, den er auf der Reise erlitten, auf eine reichliche Weise zu ersetzen, und noch ein Geschenk von ein paar hundert Dollars hinzuzufügen. Heinrich dachte wieder an sein Kleeblatt; es hatte also doch Recht gehabt, indem es ihn an die Fürsorge des Gottes erinnerte, der alles wohl macht.

Um diese Zeit bekam ich wieder einen Brief von Maria Marbot in Kalkutta. Er war zwar auch an meinen Vater eingeschlossen gewesen; aber dieser hatte jetzt gerade nicht schreiben können oder nicht wollen, und schickte ihn durch eine Gelegenheit, so daß er länger als sonst ausblieb. Sie schickte mir endlich die Adresse ihrer Eltern, jetzt, da ich sie bereits wußte; sonst aber war mir der Brief interessant genug, um ihn hier mitzuteilen. Er lautete so:

„Meine liebe Emma! Diesmal muß ich Dir etwas von den indischen Witwen schreiben. Keine Volksklasse in Indien ist unglücklicher und verachteter als die Witwen, und keine hat so viel Anspruch auf das Mitleiden und die Teilnahme der Christen. Das Christentum erscheint den Hindus in vielfacher Hinsicht als eine sonderbare Religion. Ein verständiger Mann z. B. nimmt das Neue Testament und liest darin das Gleichnis von dem verlorenen Sohn. Seine Aufmerksamkeit wird gespannt; die Geschichte gefällt ihm vielleicht, bis er an die Stelle kommt: „Bringet ein gemästetes Kalb her; laffet uns essen und fröhlich sein!“ Bei diesen Worten legt er das Buch weg; er sieht ganz entsetzt aus; dann schlägt er sich mit der Hand auf die Lippen und ruft: Aba! Aba! (Schreck-

lich! Schrecklich!) Aber warum das? wirst du fragen. Darum, weil in seinen heiligen Büchern steht: „Derjenige, der den Leib eines anderen Geschöpfes mit Lust verzehret, ist gleichgültig gegen die Tugend,“ und wiederum: „Wenn ein Mensch Fleisch iszt, so wird die Hölle ihren Mund nicht aufthun,“ das heißt, um ihn wieder heraus zu lassen, denn hinein kommt er gewiß.

Noch viel sonderbarer kommt es dem Hindu vor, wenn er in der Bibel liest, daß Gott ein Vater der Waisen und ein Richter der Wittven sei. Der Hindu bekümmert sich nicht um eine Wittve und hat kein Mitleiden mit ihr. Ihr Name gilt bei ihm nur als ein Schimpfname. Einer unserer Freunde examinierte eines Tages eine Knabenschule über das siebente Kapitel im Evangelium des Lukas, wo gesagt ist, der Heiland sei beim Essen in eines Pharisäers Haus gewesen, und ein Weib, die eine Sünderin war, habe seine Füße gesalbt. Er fragte die heidnischen Knaben: „Inwiefern war sie eine Sünderin?“ Ein Knabe antwortete: „Vielleicht war sie eine Wittve.“ Diese Antwort war ganz natürlich. Die Hinduwittven sind oft sehr versunken und verdorben, weil jedermann sie verachtet; und dies macht sie so unglücklich, daß sie sich zuweilen selbst ums Leben bringen, manchmal auch vor Hunger sterben.

Es giebt sehr viele Wittven in Indien und sie bilden vergleichungsweise einen großen Teil der Bevölkerung. Fast jeder Mann heiratet, und manche haben mehrere Weiber. Jede Braut ist ein Kind, während vielleicht ihr Verlobter ein alter Mann ist. Ferner, eine Frauensperson, die einmal Wittve geworden ist, darf nach dem Gebrauch der Hindus nicht wieder heiraten. Auch wenn sie, wie oft vorkommt, schon im fünften oder sechsten Jahre Wittve wird, kann sie sich nicht wieder verheiraten. Und vielleicht giebt es kaum ein menschliches Wesen, das mehr zu bemitleiden wäre, als eine indische Wittve. Ihr Verlobter, den sie vielleicht gar nicht kennt, und der doch ihr Mann heißt, stirbt, während sie noch ein Kind oder ein heiteres Mädchen ist; augenblicklich wird sie ihrer Juwelen und ihres Brautschmudes beraubt; ihre Kleidung wird gegen einen Wittvenrock vertauscht; ihr

Haar, ihr Hauptschmuck, wird abrasirt; sie beginnt ein Leben der Schande und der Noth; ihre eigene Familie verabscheut und vermeidet sie; sie glauben, die Götter hätten sie der Würde eines Weibes für unwerth gehalten. Der Tod ihres Gatten wird ihr zur Last gelegt. Er wird als Strafe für Sünden betrachtet, die sie in einem früheren Dasein begangen haben soll; denn die Hindus glauben, wie Du weißt, an eine Seelenwanderung. Wenn irgend ein Unfall über die Familie kommt, so muß sie ihn verschuldet haben. Das Haus ist um ihretwillen unter dem Fluche. Sie muß sich alle Plage gefallen lassen, alle harte Arbeit verrichten; und zum Lohn dafür bekommt sie nichts als Spott und Schmach. Sie wird als ein verachteter Auswürfling betrachtet, gerät ins Elend und in die Sünde; und nur zu oft endet ein frühzeitiger Tod ihre kurze und traurige Lebensgeschichte.

Doch sie kann dem auf einem anderen Wege ausweichen; ihre Religion lehrt sie, das beste und würdigste Auskunfts- mittel für sie sei, sich selbst ums Leben zu bringen und sich mit dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten verbrennen zu lassen. Es ist zuverlässig, daß im Jahre 1818 allein in einem Theil von Indien 800 Wittwen den Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Männer bestiegen haben, und im ganzen Land war die Zahl solcher Wittwen, die sich verbrennen ließen, damals nicht weniger als 3000. Seit kurzem hat zwar die Regierung diesen Greueln Einhalt gethan; aber immer noch ist die Wiederverheiratung einer armen Hinduwitwe den Landesgesetzen zuwider; und mag sie auch aus vornehmer Familie, mag sie noch so schön sein, noch so treffliche Eigenschaften haben, so wird sich doch kaum ein Hindu von einer angesehenen Kaste finden, der sie zu seinem Weibe machen wollte.

Kürzlich waren wir auf einer Reise und kamen auch nach der Stadt J. Wir wohnten mitten in der Stadt; und da ich mich gern mit dem Volke abgebe, auch die Landessprache schon ziemlich von unserer Nyah (Kindsmagd) gelernt habe, so bekam ich täglich Besuche von Frauen aller Kasten. Gruppen von Schnitterinnen, die morgens auf ihre Felder gingen, blieben stehen, um ihre Neugierde zu befriedigen, und

plauderten eine halbe Stunde mit mir; und den Tag über kam je und je eine Frau vom Bazar, die ihre Buden auf eine Weile verlassen hatten, um mir zu sagen, was man sich alles von der christlichen Religion erzähle, und zu fragen, ob es wahr sei. Außerdem wagten sich mehrere in der Nähe wohnende Brahminenfrauen von hoher Kaste mit ihren Töchtern zu uns her. Sie waren von Dienerinnen begleitet und vom Kopf bis zum Fuß dicht verhüllt, und sagten, sie hätten nie eine fremde Dame gesehen, und ihre Töchter hätten es so sehr gewünscht; sie hofften, ihr Besuch werde uns nicht ungeschickt kommen u. s. w.

Einige dieser Besuche gab ich heim und besuchte sie in ihren Häusern. Eines Abends, als ich von dem Besuch bei einer Brahminenfrau spät nach Hause eilte, trat eine weibliche Dienerin auf mich zu und redete mich an: „Die Tochter des Serfudschi Rami (eines Brahminen, der ein hohes Regierungsamt in B. bekleidet) schickt Ihnen viele Salaams und bittet, Sie möchten die Güte haben, sie zu besuchen; sie ist eine Wittve, sonst würde sie selbst zu Ihnen gekommen sein.“ — „Wo wohnt sie?“ — „Dort in jenem Garten von Tamul- und Pisangbäumen; es ist nur eine halbe Stunde von hier.“ — Ich erwiderte: „Für heute abend ist's zu spät; ich will morgen kommen.“ — Am folgenden Abend nahm ich einige von unseren eingeborenen jungen Mädchen mit und ging auf den bezeichneten Garten zu. Als ich hineintrat, kam ich gerade an die Vorderseite einer kleinen Hütte; in der Thüre stand eine ärmlich gekleidete junge Frau, die ein kleines Kind an der Seite hatte. Nach ihrer armseligen Kleidung und Wohnung dachte ich nicht anders, als sie sei eine Dienerin, und da ich ein großes Haus in der Nähe stehen sah, fragte ich sie, ob dies das Haus der Tochter des Babu sei. „Nein,“ erwiderte sie, „hier ist's, und ich bin die Tochter.“ — „Aha,“ sagte ich, „Sie sind's also, die ich besuchen will; Sie haben gestern nach mir geschickt.“ — „Ja, ich wünschte gar sehr, Sie zu sehen; und da ich hörte, Sie hätten in mehreren Häusern Besuche gemacht, so dachte ich, Sie würden vielleicht auch zu mir kommen.“ Hierauf bot sie mir einen Schemel an, und ich setzte mich im Hof neben sie. Sie

hatte ein hübsches, interessantes Gesicht, sah aber niedergeschlagen aus und erzählte mir mit trauernder Stimme, ihr Gatte sei seit mehr als einem Jahr tot, der kleine Knabe an ihrer Seite sei ihr einziges Kind, dies Haus sei jetzt ihre einzige Heimat, denn sie sei eine einsame Witwe, und es frage jetzt kaum jemand mehr nach ihr. — Ehe ich Zeit hatte, darauf zu antworten, war ich von einer Gruppe neugieriger Weiber und Mädchen aus dem benachbarten großen Hause, den Verwandten des verstorbenen Gatten der jungen Witwe, umringt. Nachdem ich ihre vielen witzbegierigen Fragen über ausländische Kleidertracht und Sitte beantwortet hatte, suchte ich wieder mit der Witwe ins Gespräch zu kommen; aber ihr Benehmen war auf einmal ganz umgewandelt. Sie war zurückhaltend und schen; und ich sah augenblicklich, daß sie von diesen Verwandten, vor denen sie offenbar Furcht hatte, nicht die geringste Rücksicht genoß. Ich redete daher nur im allgemeinen von der Seele, die nicht stirbt, und von Christus, dem einzigen Heiland, und brach dann auf. Da kam die junge Witwe schnell an meine Seite und flüsterte mir zu: „Kommen Sie wieder!“ Leider konnte ich das nicht, denn am folgenden Tage brachen wir nach S. auf. Aber oft habe ich an die niedergeschlagene junge Witwe gedacht, und bedauert, daß ich nicht gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthalts in J. ihre Bekanntschaft hatte machen können.

Einige Tage darauf kam ihr stolzer Vater mit seinem kleinen Sohn, um meine Herrschaft in S. zu besuchen. Ich fragte nach seiner verwitweten Tochter und bemerkte, ich hätte sie in J. gesehen, sie sehe noch sehr jung aus. — „Ja,“ erwiderte er, „sie ist noch jung, erst etwa zwanzig Jahre alt. O,“ setzte er in einem gereizten Tone hinzu, „es ist sehr ärgerlich, sehr unangenehm, eine verwitwete Tochter zu haben.“ — „Ja, und die Hindus erlauben einer Witwe nie, sich wieder zu verheiraten, so jung sie auch noch sein mag?“ — „Nein, das ist gegen unsere Religion; aber vormals wurden sie mit ihren verstorbenen Gatten auf dem Scheiterhaufen verbrannt.“

„Kam es in dieser Gegend auch vor?“

„Ja, es ist erst drei Jahre, daß nicht weit von hier ein Scheiterhaufen errichtet wurde; aber der englische Beamte hörte

davon und schickte mich schnell mit einem starken Trupp Polizei auf den Platz. Die Verbrennung sollte gerade vorgenommen werden, als wir anlangten.“

„Haben Sie das arme Geschöpf gerettet?“ fragte ich nachdrücklich.

„Ja,“ erwiderte er gleichgültig, „ich war genötigt, der Ordre zu gehorchen. Aber es ist nun einmal bei uns Religionsgebrauch, und viele Witwen würden lieber mit ihren Männern sterben. Sie wissen, daß sie ihr Leben lang nur Not und Kummer haben werden; wenn sie dagegen sich auf solche Weise selber opfern, sind sie der himmlischen Seligkeit gewiß. Niemand zwingt sie dazu.“

„Aber geschieht es nicht zuweilen, daß man ihnen etwas Betäubendes eingiebt, so daß sie nicht wissen, was sie thun?“

„Nein, nein, nichts dergleichen; sie betrachten es als eine religiöse Handlung und sie verstehen sich dazu, um sich ein Leben des Elendes zu ersparen.“

„Suchen denn nicht ihre Eltern und Verwandten ein solches Opfer zu verhindern?“

„O sie sagen ihnen: Ihr müßt uns nicht verlassen; es wird unser Tod sein, wenn ihr das thut; aber alle wissen, daß es mit diesemerede nicht so ernstlich gemeint ist. Niemand wünscht eine Sutti (Verbrennung) zu verhindern, und nachdem man es so mit leeren Worten probiert hat, so heißt's: ‚Geh denn, wenn du nun einmal nicht anders willst; wir wollen dich nicht von deinem Mann und vom Himmel zurückhalten.‘“

„Ist es wirklich wahr, daß Eltern und Kinder so zusehen können, wie eine Tochter oder Mutter lebendig verbrannt wird?“

„Ja, es ist wahr, und um den Scheiterhaufen her ist Musik und Belustigung. Es ist noch nicht sehr lange, daß eine schöne junge Brahminentochter, noch ein ganzes Kind, einen alten Mann heiratete. Er hatte seine junge Frau sehr lieb, und that ihr alles Mögliche zu Gefallen; sie hatte ihn daher auch recht lieb; aber er war sehr alt und starb bald darauf. Seine junge Frau war in tiefer Trauer und erklärte, sie wolle auch sterben und sich auf dem Scheiterhaufen neben

ihrem Mann verbrennen lassen. Ihre Verwandten sagten: „Nein, verlaß uns nicht!“ Allein sie rief: „Ich will sterben mit meinem Gatten; er hat mich allezeit lieb gehabt, und wer würde mich jezt lieb haben? Ich will fort, und wieder zu ihm kommen.“ — So bauten sie denn den Scheiterhaufen und legten den Leichnam darauf, und Freunde mit Musik sammelten sich darum her. Dann kam die schöne Braut, in reine weiße Gewänder gehüllt, schön wie das Licht des Himmels, und ging bei allen ihren Verwandten umher, und machte vor jedem ihren Salaam, so (dabei legte er die gefalteten Hände an die Stirne) und sagte: „Vater, lebe wohl! ich gehe jezt,“ und er sagte: „Geh! Mutter, lebe wohl! ich gehe jezt,“ sie sagte: „Geh!“ — und so bei allen. Hierauf schritt sie siebenmal um den Scheiterhaufen her, rief die Namen unserer Götter aus und legte sich aufs Holz. Das Feuer war angezündet, und sie wurde mit ihrem Gatten verbrannt. Und es war recht so.“

„Es war recht?“ rief ich entsezt aus. „O, denken Sie an Ihre eigene verwitwete Tochter! Hätten Sie es mit ansehen können, wenn sie auf solche Weise geopfert worden wäre?“

„Jawohl, und zwar mit der größten Befriedigung, wenn sie es gewünscht und das Gesetz es gestattet hätte. Als sie verheiratet wurde, gab ich Hunderte von Rupien für das Hochzeitsfest und für ihre Ausstattung her; vornehme Leute kamen von Nah und Ferne, um der Heirat meiner Tochter anzuwohnen. Dann in weniger als einem Jahre war sie eine Witwe. O,“ setzte er bitter hinzu, „es ist sehr schmäzlich, sehr ärgerlich, eine Tochter als Witwe zu haben.“

Wir waren so entsezt, daß niemand von uns etwas darauf erwiderte. Wie kann denn ein Mensch, dessen Herz nicht geradezu ein Kieselstein ist, so gefühllos sein!

Als er unsern Abscheu in unsern Blicken las, setzte er lachend hinzu: „Nicht alle Witwen sind so religiös, daß sie mit ihren Männern sterben wollen. Eine Domoni heiratete einen reichen Mann, der bald darauf starb. Sie sammelte hierauf alle seine Schätze in eine Stube und sagte ihren Verwandten, sie sollten einen Scheiterhaufen zurichten, der auch

Platz für sie habe, sie wolle mit ihrem Manne sterben. Sie müßten sie aber jetzt allein lassen, bis alles fertig sei. Ihre Verwandten bauten mit Freuden den Scheiterhaufen, und viele von den Dörfern umher versammelten sich, um die Sutti zu sehen. Als alles fertig war, wollten sie die Witwe holen; es zeigte sich aber, daß sie durchgegangen war und alle Schätze, so viel sie tragen konnte, mitgenommen hatte. Ja,“ setzte er mit einem herzlichen Lachen hinzu, „das sieht einer Doomoni ganz gleich. Eine Brahminenfrau wäre nicht davongelaufen.“

Damit ging er hinweg. Und ich kann's recht gut glauben, daß er mit voller Gemütsruhe seine Tochter hätte verbrennen sehen. Diejenigen, die ihn besser kennen als wir, versichern uns, seine arme verwitwete Tochter werde nicht bloß von den Verwandten ihres verstorbenen Gatten geschimpft und geschmäht, sondern auch ihr hochmütiger Vater und seine Familie machen durch ihre Vernachlässigung und ihre Vorwürfe die Lage des bedauernswerten Geschöpfes noch drückender. Oft läßt man sie sogar Hunger leiden. Und doch ist der Mann reich und einer der verständigsten und einflußreichsten Männer des Distrikts, und nicht schlimmer als andere. Des ist schrecklich, hier unter solchen Menschen in einem heidnischen Land zu leben! Wenn ich denke an das schöne Christenland in weiter Ferne, an die zärtliche Liebe meiner Eltern, an meine glückliche Kinderheimat, an die süße Gemeinschaft mit teuren christlichen Freunden, dann steigt ein tiefer und langer Seufzer aus meinem Herzen empor, und die Frage läßt sich in meinem Innern hören: Warum hat mich der Herr hieher geführt?

Ja, liebe Emma, diese Frage habe ich schon oft in stillen Stunden der Nacht überlegt, und um Dir die Antwort, zu der ich endlich gekommen bin, begreiflich zu machen, habe ich Dir diese langen Geschichten erzählt und diesen erschütternden Jammer geschildert. Ich glaube, die Antwort ist mir von Oben gegeben worden: ich bin hieher geführt worden, um an der Erneuerung und Rettung dieses gesunkenen Geschlechts in meinem geringen Teil und mit meinen schwachen Kräften zu arbeiten, guten Samen in junge Kinderherzen zu säen,

und den süßen Trost des Evangeliums in die weiblichen Herzen, denen eine so trostlose Zukunft bevorsteht, niederzulegen. Ich habe mich bei der Frauen-Missionsgesellschaft als Lehrerin für eine Töchterchule gemeldet, und werde nächstens meine bisherige Stelle verlassen, um fortan, soweit der Herr Gnade giebt, an jungen Hindumädchen zu arbeiten. Bete für mich, daß mich die Gnade Gottes zu einem brauchbaren Werkzeug in diesem Teil seines großen Aders machen möge."

### Sechstes Kapitel.

Bald darauf kam auch ein Brief von Herrn Grote aus Madras mit guten Nachrichten. Das Unglück der Firma, für welche er reiste, hatte ihn freilich in nicht geringe Verlegenheit gebracht; aber er hatte einen andern Platz angenommen, und da ging's ihm gut. Er schickte sogar Geld an seine Familie, was sie zum Glück nicht notwendig brauchte, weil Heinrichs Ersparnisse den Bedarf deckten. Ueber seine Rückkehr nach Hause aber konnte er noch nichts Gewisses sagen. Um so gewisser war die Nachricht, welche wenige Monate später der nächste Brief von Marie Marbot an ihre Eltern brachte. Zu gleicher Zeit mit ihrem letzten Schreiben an Emma war auch einer ihrer Eltern eingelaufen, durch deren Vermittlung die Briese an und von Emma seit jenem Zusammentreffen der beiden Familien liefen. Sie bat darin dieselben um Erlaubnis, ihre jetzige Stelle verlassen und sich der Missionsarbeit unter den Hindumädchen widmen zu dürfen. Die Eltern hatten gegen das Vorhaben nichts einzuwenden; aber noch ehe ihre Einwilligung nach Kalkutta kam, war schon wieder eine andere Wendung eingetreten. Marie war von einem Wechselfieber befallen worden, das keiner ärztlichen Verordnung weichen wollte; und zuletzt erklärten sämtliche Aerzte, die befragt wurden, nur eine Seereise nach Europa könne sie wieder herstellen. Mit großem Widerstreben nur

konnte sich Marie an diesen Gedanken gewöhnen, denn ihr wichtiger Beruf, etwas für das Heil des unterdrückten weiblichen Geschlechts in Indien zu thun, schwebte ihr Tag und Nacht vor Augen, und dem sollte sie jetzt entsagen. Sie konnte sich ja wohl denken, daß man sie, wenn sie einmal wieder zu Hause wäre, nicht so leicht wieder fortlaffen würde. Das war eine schmerzliche Aufgabe! Es kostet ein Opfer, seine Jugendkraft im Dienste des Reiches Gottes zu verzehren; aber es kostet ein noch größeres Opfer, wenn man einmal seine freudige Willigkeit dazu erklärt hat, sie gleichsam wieder zurücknehmen zu müssen, weil der Herr dieses Reiches jenes Opfer nicht annimmt, als ob Er spräche: Ich brauche dich nicht, oder ich kann dich nicht gebrauchen. Arbeiten ist schwer, besonders in der Hitze des Tages; aber nicht arbeiten dürfen, wenn man gern möchte, ist noch schwerer. Und doch muß man in dem einen wie in dem andern sich dem Willen des Herrn fügen, der am besten weiß, wohin jeder taugt. Marie suchte es zu lernen; aber sie kam damit nicht weit. Es ging ihr wie der Königin Penelope, die bei Nacht wieder aufmachte, was sie am Tage gewoben hatte. Je mehr auf der Seereise sich ihre Gesundheit wieder einstellte, desto peinlicher wurde ihr der Gedanke, daß sie vom Arbeitsfeld hatte weichen müssen. Ich habe einmal in meiner Jugend bei teurer Zeit das Fasten probiert, wobei mir das absichtliche Zusehen, wie die anderen sich satt aßen, am beschwerlichsten war. Drei Tage lang aß ich täglich nur einige Lot Weißbrot und den sechsten Teil einer zollbicken Wurst. Am vierten endlich setzte ich mich wieder an den Tisch und aß mit den übrigen. Als ich wieder satt war, meinte ich, es sei doch schade, daß ich es nicht länger durchbehalten habe, ich hätte es doch wohl können. Ein ähnliches Gefühl war's bei der guten Marie Marbot, nachdem sie sich wieder einigermaßen erholt und das Fieber nachgelassen hatte; aber es stand jetzt nicht mehr in ihrer Wahl, wieder umzukehren; denn auf dem Meer muß man eben mit fort, wohin das Schiff geht, auch wenn's zu bösen Häusern geht. Und das war diesmal der Fall. Für den Walfisch, den Delfin, den Kablian, die Mattele ist das Meer ein gutes Haus; aber ein Hamburger

Stadtkind, wenn's auch aus dem feunmgürteten England stammt, kann nicht darin wohnen, und wehrt sich gegen einen solchen Wohnungswechsel mit Händen und Füßen. Auf dem Rauffahrteischiff, mit dem Marie segelte, brach im Kielraum Feuer aus. Ein Matrose, der statt des kranken Proviantmeisters Rum zum Grog holen sollte, ging mit dem Licht nicht vorsichtig um und der Spiritus fing Feuer. Die Mannschaft wurde zwar augenblicklich an die Pumpen beordert; aber in der Eile brach etwas an der Maschinerie, und ehe man es ausbessern konnte, griffen die Flammen so um sich, daß es drunten vor Hitze nicht mehr auszuhalten war. In der Pulverkammer war zwar nicht viel Pulver, aber doch genug, um den Dreimaster, wenn es vom Feuer ergriffen wurde, in die Luft zu sprengen. Nun giebt es freilich gegen das Feuer kein besseres Mittel, als das Wasser, solange man in diesem nicht ertrinken muß, sondern ein gutes Brett zwischen sich und ihm weiß; wenn jedoch die Wahl nur zwischen Verbrennung und Ertrinken ist, so ziehen die meisten letzteres vor, besonders wenn auch nur die geringste Möglichkeit zur Rettung vorhanden ist, wozu man auf einem brennenden Schiff keine Aussicht hat. Die Boote wurden daher in aller Eile ausgelegt, mit Wasser und Zwiebad versehen, soviel man davon noch habhaft werden konnte, und von Schiffsinstrumenten in der Eile wenigstens nach einem Kompaß und einem Fernrohr gegriffen. Mehrere ausgediente englische Offiziere, die aus Indien in die Heimat zurückkehrten, sorgten dafür, daß die wenigen Frauenzimmer, die auf dem Schiffe waren, in den Booten untergebracht wurden; und so verließ man unter traurigen Rückblicken den Rauffahrteifahrer, auf dem immer noch mehrere Personen hatten zurückbleiben müssen, und der am untern Ende schon in Flammen stand.

Wie ist ein Schiff, wenn es auch drei Masten hat, so eine kleine Ruffschale im Vergleich mit dem unendlichen Meer! Und vollends so eine kleine Fölle, wie sie etwa ein Ostindienfahrer mit sich führt! Auf dem Zürcher See mag's etwa noch gehen, obgleich es schon da ein drückendes Gefühl ist, sich dem Wasser so nahe zu wissen und nicht hoch darauf herabzusehen; aber in der Bai von Biscaya, die noch dazu

selten ein so glattes Gesicht hat wie ein junges Mädchen, sondern gewöhnlich die Stirne runzelt wie ein alter Korporal, der den Stock aufgehoben hat, da gehört ein guter Mut dazu. Ich will nicht sagen, daß Marie einen solchen gehabt habe, denn es kam ihr immer der Gedanke, sie hätte sollen in Indien bleiben, sie sei aus der Schule gelaufen, Gott hätte sie auch dort wieder gesund machen können. Doch konnte sie beten, was nur wenige auf dem Boote konnten, obgleich das Sprichwort sagt, man lerne es auf dem Meer. Eigentlich sollte man's vorher können; und daß Marie einen offenen Zutritt zum Gnadenthron hatte, trotz aller ängstlichen Gedanken, das kam ihr jetzt sehr zu statten. Sie hatte es aber auch nötig. Weit und breit war kein Land, keine Insel, nicht einmal ein Fels, auf dem das Auge ruhen konnte, den Fels der Jahrhunderte ausgenommen, auf dem der Fuß des wahren Christen allezeit einen sichern, nie wankenden Boden hat. Dort hinten im Westen, woher der Wind kam, stand ein schwarzes Gewölk; wenn das in einen Sturm ausbrach, so konnten sich die Leute auf den beiden Booten darauf gefaßt machen, mit ihren verbrannten Kameraden bald wieder zusammenzukommen. Aengstliche Blicke waren unaufhörlich dorthin gerichtet; aber der Wind, der das Gewölk näher trieb, beschleunigte auch den Lauf eines Schiffes, das aus Westindien kam, und dem man sich glücklicherweise durch ein Notsignal verständlich machen konnte. Eben als der Sturm ausbrechen wollte, gelang es den Booten, dieses Schiff zu erreichen. Merkwürdigerweise hatte es einen wenigstens für uns bedeutamen Namen. Es hieß „The Shamrock leaf“, d. h. das Kleeblatt, und trug an seinem Gallion das Bild eines dreiblättrigen Kleeblattes, dessen Blätter so groß waren wie eine Suppenschüssel. Die unglücklichen Bootskleute, die schon zwei Tage und zwei Nächte auf offenem Meer umhergeirrt waren, fanden darauf freundliche Aufnahme, und unbeschädigt vom Sturm lief das „Kleeblatt“ bald darauf in den Hafen von Plymouth ein. Marie wurde von einer ihrer Reisegefährtinnen, mit der sie manches religiöse Gespräch gehabt, und die in dieser Stadt Verwandte hatte, dahin mitgenommen. Sie kam von da nach London, wo sie den Bruder ihres bis-

herigen Prinzipals aufsuchte, der sie mit Reisegeld nach Hamburg reichlich ausstattete. Ich hätte mögen dabei sein, als sie zum erstenmal wieder in das elterliche Haus trat, und hätte die Freude mit ansehen mögen. Sie war von ihrer Krankheit wieder ganz hergestellt, wiewohl sie noch ziemlich bleich aussah. Ihr erster Gang war zu Emma, welche ihr mit Freudenthränen entgegenkam.

Vier Jahre waren seit der Abreise Herrn Grotes verfloßen, da kam er auch wieder zurück. Die beiden Familien, Grote und Marbot, waren von nun an wie eine. Mit der Zeit schickte es sich, daß Georg Marbot, ein waderer junger Mann, sich die fleißige, treue Emma zur Lebensgefährtin wählte, und Heinrich Grote mit Marie Marbot einen Bund für die Ewigkeit schloß. Die beiden letzteren wußten keinen angenehmeren Spaziergang, als auf den Platz, wo Heinrich jenes Kleeblatt gepflückt hatte, denn beiden war ja dieses Kleeblatt zu einem unvergeßlichen Sinnbild der rettenden Hand Gottes geworden. Heinrich nahm das vierblättrige Kleeblatt in sein Siegel auf, und die beiden jungen Paare bildeten in der That ein liebliches vierblättriges Kleeblatt. Diesem wunderbaren Gott aber, an den sie das Pflänzchen erinnerte, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu dienen, war ihr festes Vorhaben, und sie hielten auch ihre Kinder dazu an. Wenn diesen die vorliegende Erzählung in die Hände kommt, werden sie zu ihrem Vater sagen: „Papa, hast du denn das Blättchen noch in deiner Brieftasche? Laß es doch einmal sehen!“



## Ein Engeldienst.

Ein Geschichte aus der Wirklichkeit von F. Andreae.

---

Es war ein trüber, stürmischer Apriltag. Dunkle Wolken jagten am Himmel und schickten von Zeit zu Zeit Regengüsse und Schneegestöber herunter, als sei es mitten im Winter. Die Sonne gab sich die größte Mühe, das graue Gewölk zu durchbrechen. Denn sie sah, wie alle Knospen an den Bäumen und auf den Wiesen nur auf ihren warmen Strahl warteten, um sich zu entfalten. Sie sah auch, wie die armen Vögelein traurig und frierend unter dem Gezweig saßen und auf Sonnenschein warteten, um ihre Nestchen zu bauen. Auch die Menschen, besonders die jungen, die Kinder nämlich, blickten voll Sehnsucht hinaus nach dem großen, warmen Leben weckenden Angesicht der Sonne, dessen Leuchten endlich der Frühling bringen sollte. Der Winter war so gar lange nun, im April! Alles seufzte nach der freien Luft draußen, in der herrlichen Gottesnatur! Aber heute mußte man wieder im geheizten Zimmer, bei geschlossenen Fenstern sitzen und noch froh sein, wenn man bei dem kalten Schneewetter ein warmes Stübchen hatte!

Ziemlich melancholisch kniete die etwa achtjährige Lydia auf einem Stuhl am Fenster, neben ihr der drei Jahre jüngere Bruder Fritz. Beide blickten eifrig hinaus in die gerade wieder lustig tanzenden Schneeflocken. Gerade an der Ecke des Marktes, wo das Haus stand, tobte der Wind besonders stark und trieb sein Spiel mit den wirbelnden Flocken. Sie flohen vor ihm über und durch das Eisengitter des großen Schloßparkes und legten sich eiskalt auf die kaum erschlossenen Blüten der bunten Crocus und zarten weißen Schneeglöckchen, womit die Rabatten umsäumt waren. Lydia konnte über das Gitter weg bis hinüber zum Springbrunnen

schauen und blickte gedankenvoll hinaus in das tolle Spiel der Schneeflocken, die doch wirklich gar kein Recht mehr hatten in dieser sprossenden Frühlingswelt! Frißchen war bald wieder zu seinen Pferden am andern Ende des geräumigen Zimmers zurückgekehrt und spannte sie eben an einen vollgepackten Fuhrmannswagen, ganz vertieft in sein Spiel.

Da öffnete sich leise, sehr leise die Thüre und herein guckte der Kopf Pauls, eines kleinen Kameraden von Frißchen. Als Paul sah, daß sich außer den zwei Kindern niemand im Zimmer befand und Lydia unbeweglich zum Fenster hinausblühte, kam er ganz herein und geräuschlos die Thüre schließend, winkte er Frißchen zu sich heran. Er war zwar etwas älter, aber als Nachbarskind Frißchens unzertrennlicher Freund und täglicher Spielgenosse. Mit dem neugierigsten Gesicht von der Welt, ließ Friß seine Pferde stehen und schlich heran: „Was willst du, Paul?“

„Frißchen, ich habe etwas hübsches entdeckt! Komm einmal mit mir,“ flüsterte Paul. „Möchtest du nicht gern ein Stück Kuchen essen?“

„Sehr gern, Paul.“

„Nun, wir können ihn herrlich bekommen, wenn du mir nur helfen willst.“

Frißchen machte große Augen: „Aber wie denn?“

„Ich ging gerade unten am Laden des Zuckerbäckers vorbei, wo immer so leckere Sachen hinter dem großen Fenster liegen, die so herrlich gut schmecken. Da ist eine von den großen Scheiben zerbrochen, ein ganzes Stück heraus. Und denk nur, gerade hinter dem Loch steht der schönste, kleine Kuchen, einer von der Sorte, die du am liebsten magst. Wir können ihn herausholen, ohne daß jemand uns sieht, und schnell fortlaufen und ihn dann heimlich zusammen essen. Willst du?“ Frißchens Augen hatten bei der Aussicht auf den guten Kuchen immer begieriger geleuchtet. Er nickte jetzt eifrig seine Befahrung und verließ mit Paul leise und ungesehen, wie er glaubte, das Zimmer.

Die Schwester aber hatte alles gehört und ihr Herz war voll Sorge. Obwohl sie regungslos auf dem Stuhl

kniete und ihre Augen hinaus schauten, sah sie längst nicht mehr, was draußen vorging, daß der Schnee aufgehört und der Wind die schwarzen Wolken weit fortgejagt hatte und jetzt eben die liebe Sonne sich bemühte, einen hellen Blick durch den Nebelschleier zu senden, der ihr Antlitz verhüllte. Lydia war traurig über das böse Beginnen der Knaben und überlegte, wie sie ihren kleinen Bruder von dem Unrecht abhalten und zugleich ihn vor der strengen Strafe behüten könnte, welche ihn sicher treffen würde, wenn der Vater von der Sache erfahren sollte. Einige Minuten war sie in tiefes Nachdenken versunken, dann glitt sie rasch vom Stuhl und folgte leise und vorsichtig den Knaben, ohne von diesen bemerkt zu werden. Der Laden des Zuckerbäckers befand sich im gegenüberliegenden Hause, an der Ecke des Marktplazes und einer ganz schmalen Straße. Es war später Nachmittag und bei dem stürmischen kühlen Wetter fast kein Mensch auf der Straße zu sehen. Als Lydia heraustrat, waren die Knaben eben bei dem Laden angekommen. Vorsichtig sahen sie sich nach allen Seiten um, dann schlichen sie zu dem zerbrochenen Fenster. Da lag der kleine Kuchen so bequem hinter dem großen Loch der Fensterscheibe und wie köstlich sah er aus!

Plötzlich regte sich Frißchens Gewissen: „Aber ist's auch recht, wenn wir ihn nehmen?“

„Ach was, freilich! Da sind noch genug Kuchen! Das merkt kein Mensch, braucht's auch keiner zu wissen und wir essen ihn gleich auf. Laß uns nur schnell machen, ehe jemand kommt.“ Frißchen war's nicht recht wohl bei der Sache, aber die Versuchung war zu groß und die Gelegenheit zu günstig. In diesem Augenblick griffen zwei kleine Hände durch das Loch, um den Kuchen zu nehmen, da — erhielt jeder der kleinen Räuber solch derben Schlag auf den Rücken, daß sie im größten Schrecken den Kuchen stehen ließen und die Flucht ergriffen, um die Straßenecke und die schmale Gasse entlang, ohne sich umzusehen. Als sie atemlos stehen blieben, war kein Mensch zu sehen, der sie verfolgt hätte. Sie hatten auch niemand gesehen, als sie den Schlag auf den Rücken erhielten. Die Sache schien höchst räthselhaft und verdächtig!

Fritzchen zitterte wie Espenlaub vor Schrecken und dicke Thränen rollten über seine roten Backen herunter. „Paul,“ schluchzte er, „es war sehr böse von uns, daß wir den Kuchen nehmen wollten, es war gestohlen! Ich weiß es ganz gut. Der liebe Gott hat vielleicht einen Engel geschickt, um uns zu strafen weil wir niemand gesehen haben, der uns schlug? Meinst du nicht auch? Oder — es kann auch der Pelzmärtel gewesen sein? O, ich fürchte mich so sehr! Was wird der Vater sagen?“

Paul sah sehr niedergeschlagen aus und sagte zu all den hangen Fragen seines kleinen Kameraden kein Wort. Sein Gewissen ließ ihm die Situation auch höchst unangenehm erscheinen, aber nun konnte nichts mehr geändert werden! Wie begossene Pudel schlichen die zwei Knaben nach Hause. Es war zu häßlich auf der Straße bei dem kalten Wind und man konnte sie etwa daheim vermissen und ein scharfes Verhör anstellen! —

Der vermeintliche Engel war aber niemand anders gewesen als Lydia. Sie hatte hinter der Ecke des Hauses gelauert bis zu dem entscheidenden Augenblick, war dann mit Blitzesschnelle hervorgesprungen, hatte ihre Schläge aus Leibeskraften angebracht und war wie der Wind wieder um die Ecke verschwunden und ins Haus gerannt, ehe die bestürzten Knaben sich nur recht besinnen und umsehen konnten, und als sie die eilige Flucht ergriffen, war kein Mensch mehr zu sehen.

Fritzchen hatte nun eine Warnung, die er so bald nicht vergessen würde, und der Verführer, Paul, ebenfalls. Aber es that der guten Schwester leid, daß ihr zärtlich geliebtes Fritzchen nun den schönen Kuchen nicht haben sollte, worauf er sich schon so gefreut hatte. Rasch entschlossen lief sie die Treppe hinauf und ins Zimmer, an den kleinen Schrank, worin ihre Sparkasse stand. Sie nahm die Büchse unter ihre Schürze und stand nach wenigen Minuten vor dem Ladentisch des Zuckerbäckers, um den verhängnisvollen Kuchen zu kaufen. Ihre gesammelten Pfennige reichten gerade, um ihn zu bezahlen, und als man ihn hübsch in schneeweißes Papier eingewickelt hatte, lief Lydia ganz glücklich mit ihrem Schatz nach Hause, der leeren Büchse in der Tasche.

Fritzchen kauerte neben seinen Pferden in der Ecke hinter dem Ofen, spielte aber nicht, sondern sah sehr verstört und traurig aus.

„Wo bist du gewesen, Lydia? Ich fürchte mich so allein in der Stube,“ sagte er kleinlaut, als die Schwester fröhlich eintrat.

„Warum fürchtest du dich denn plötzlich, Fritzchen? Hast du etwas Böses gethan? Papa sagt: Uetige Kinder brauchen sich niemals zu fürchten, weil der liebe Gott immer bei ihnen ist. Vor wem fürchtest du dich denn?“

„Vor dem Pelzmärtel,“ wimmerte er.

Die Schwester lachte hell auf: „Wie dumm, Fritzchen! der kommt ja erst im Winter wieder. Nun kommt zuerst der Osterhase, weißt du wohl?“

Inzwischen hatte Lydia den kleinen Kuchen ausgewickelt und auf das Tischchen gelegt, woran die Kinder zu spielen pflegten.

„Sieh mal her, Fritzchen! Hier schickt dir der Osterhase einen Kuchen, den du so gern isst, weil er denkt, daß du ein recht braver, gehorsamer Knabe bist. Bist du das?“

Fritzchen machte große Augen, kam langsam aus seiner Ecke, starrte erst den Kuchen an, dann die Schwester und begann bitterlich zu weinen. Die liebevolle Schwester suchte den kleinen Sünder zu trösten, wie ein Engel und entlockte ihm so das ganze Bekenntnis seiner Schuld. Als dies von dem jungen Herzen herunter war, fühlte sich Fritzchen sehr erleichtert. Lydia stellte ihm in der kindlichen Einfalt ihres frommen Gemüthes vor, welch eine große Sünde zu thun er im Begriff gewesen war, und daß der liebe Gott alles weiß, und alles sieht, wenn auch kein menschliches Auge es gesehen hat. Ganz überzeugt und willig versprach ihr zuletzt der tief bewegte Knabe, nie mehr etwas thun zu wollen, was kein Mensch sehen solle und auch der liebe Gott nicht.

Nach diesem feierlichen Versprechen aßen sie zusammen den Kuchen; denn Fritzchen bestand darauf, daß die Schwester mit ihm teilen mußte, um so mehr, da er sich als ehrllicher Junge doch eigentlich dieses Kuchens sehr unwert fühlte. — Dieses kleine Erlebnis machte auf Fritzchen einen unauslösch-

lichen Eindruck. So oft er auch später in Versuchung kam, Böses zu thun, dachte er an den warnenden Schlag des „Engels“ vor der zerbrochenen Scheibe an jenem stürmischen Apriltag, denn Lydia hatte ihm nicht gestanden, daß sie diesen Engelsdienst verrichtet hatte. Ein seiner Herzensinstinkt hieß sie, das Geheimnis für sich behalten.

Als aber abends die Mutter an ihr Bettchen kam, um mit ihr das Nachtgebet zu beten, da erzählte sie ihr leise ins Ohr die ganze Geschichte, mit der Bitte, das Brüderchen nicht weiter zu bestrafen. Sie meinte, er habe an dem großen Schrecken und seinem bösen Gewissen genug gehabt und werde sich nie mehr flehnen wollen. Die Mutter freute sich im tiefsten Herzen über ihr liebevolles, gewissenhaftes und verständiges Töchterchen und that ihr ganz heimlich am folgenden Tag wieder einige blanke Geldstücke in die geleerte Sparbüchse.

Paul aber mußte sich bei seinem nächsten Besuch eine tüchtige Strafrede gefallen lassen und der Mutter seines kleinen Freundes in die Hand versprechen, diesen nie mehr zu einer Sünde verführen zu wollen, sonst würde durch die Kameradschaft ein für allemal ein dicker Strich gemacht.

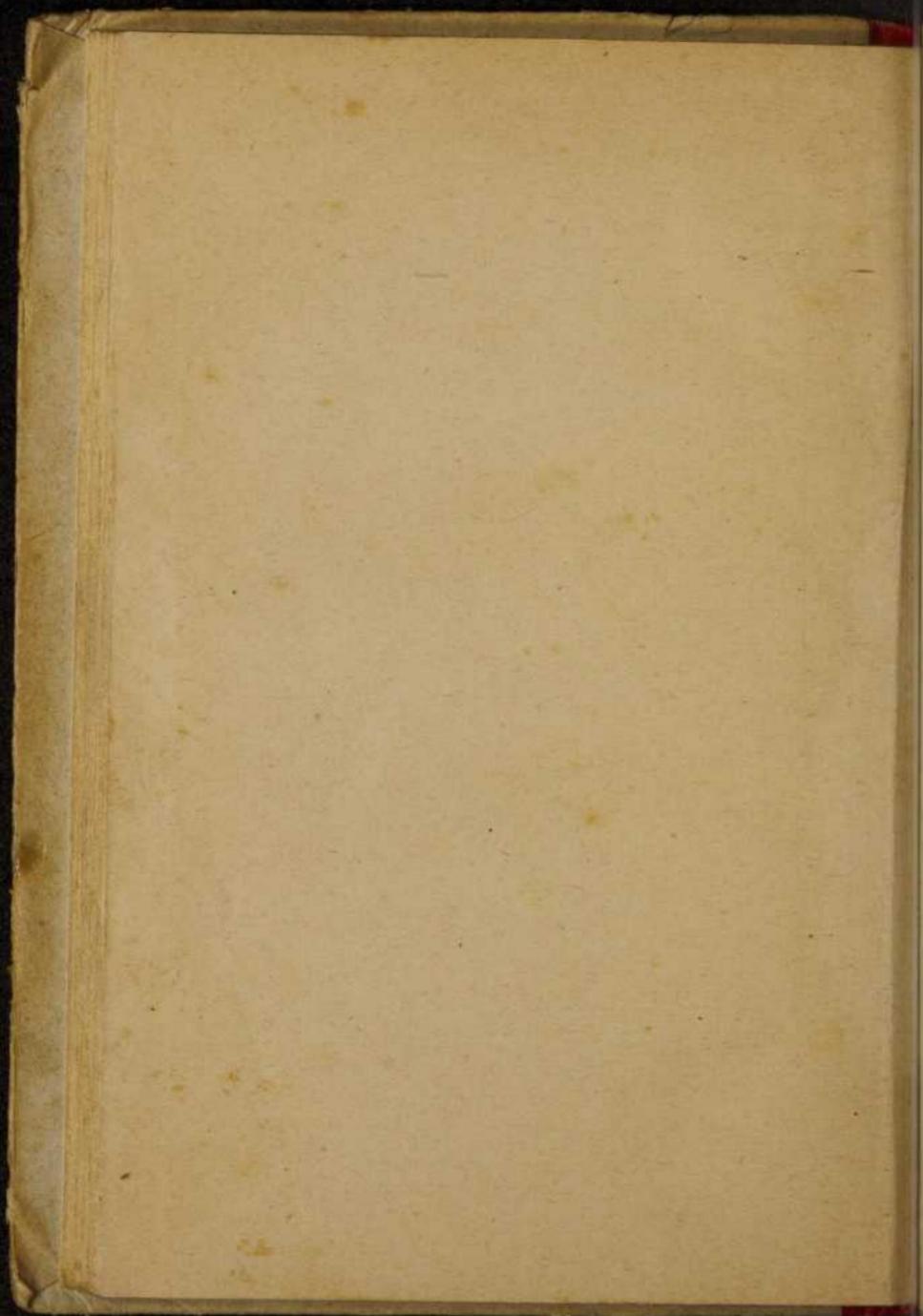
### Vier inhaltsschwere Wörtchen.

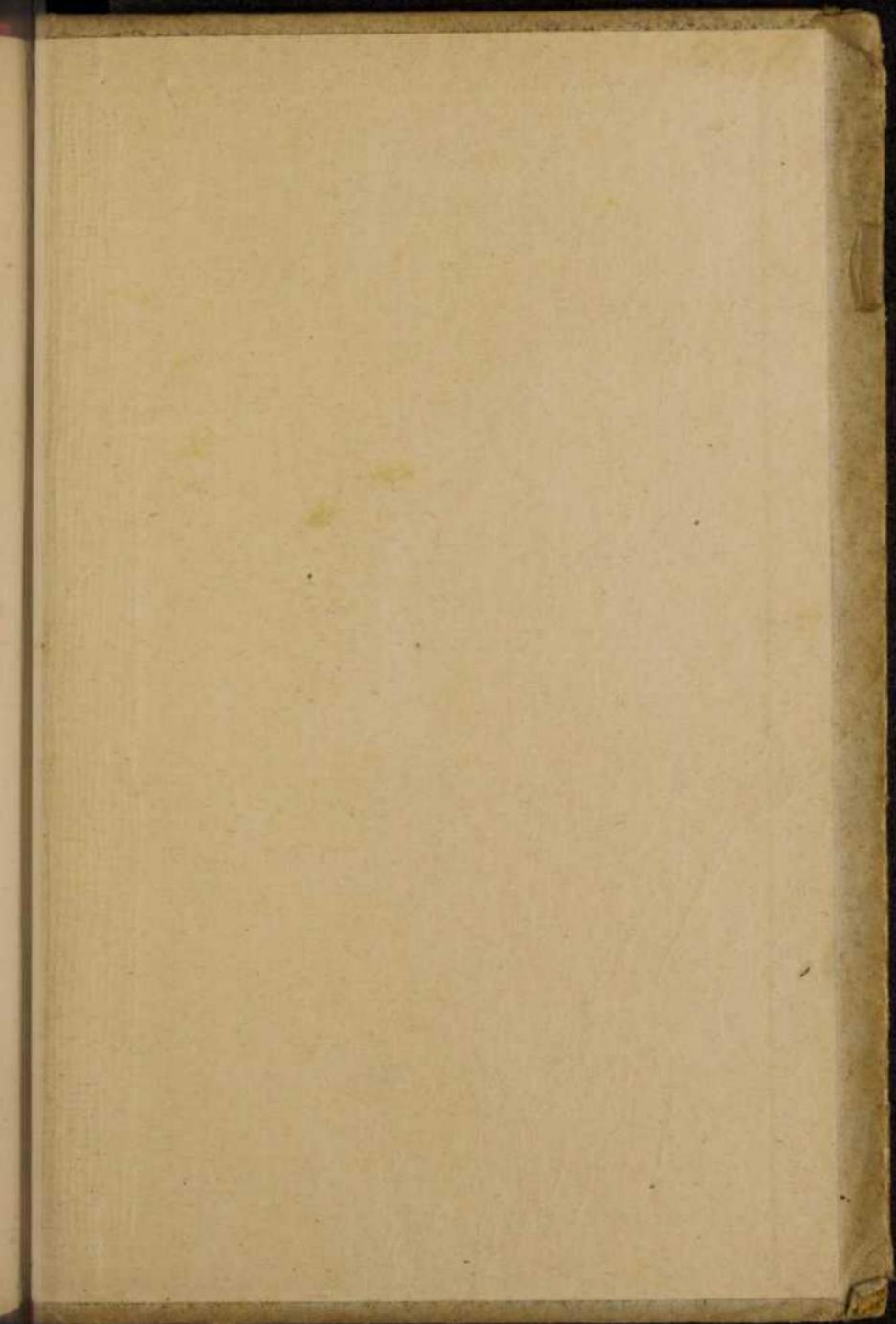
Der im Jahre 1887 entschlafene Pastor Rind in Hamburg erzählte: Vier kurze Wörtchen haben mir in meinem Leben mehr Gutes gethan, als sonst irgend etwas. Es waren die Wörtchen, die meine Mutter mich lehrte: „Du, Gott, siehst mich.“ Dafür werde ich ihr in Ewigkeit danken. Ich sehe sie noch vor Augen, als wenn's heute wäre, die gute, selige Mutter, wie sie an jedem Morgen, wenn sie mich angekleidet und mit mir gebetet hatte, mir die Hand auf mein kleines Haupt legte und gar feierlich zu mir sagte: „Nun vergiß es den ganzen Tag nicht, mein liebes Kind: „Du, Gott, siehst mich.“ Leider habe ich's doch oft unter

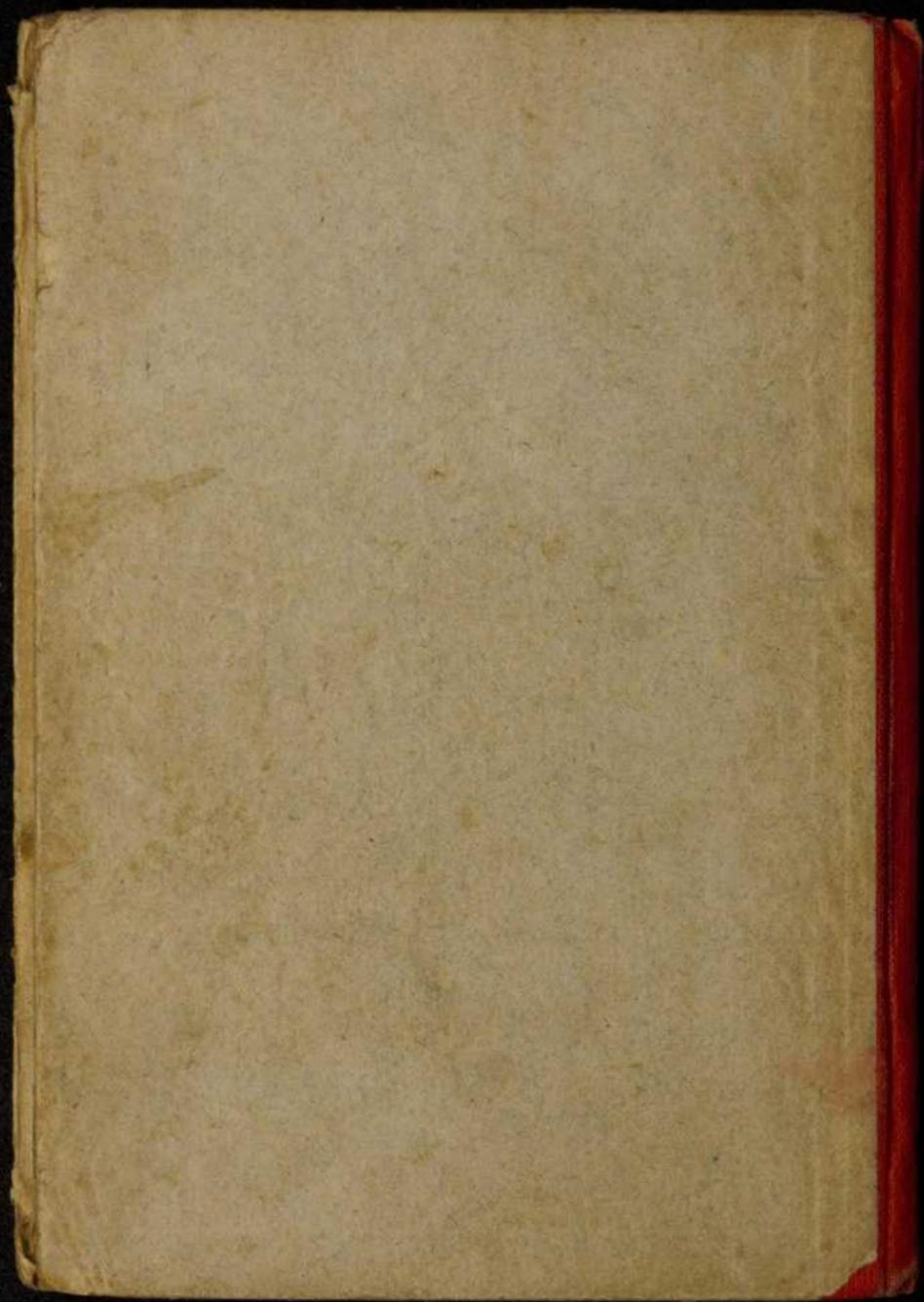
dem Spielen und bei den Kameraden im Laufe des Tages vergessen und habe, namentlich wenn mich das Auge der Mutter nicht sah, oftmals ihr Gebot übertreten. Wie beschämt sah ich dann unter mich, wenn sie mich nach dem Abendgebet auf ihre Kniee nahm und mich bis ins Herz hinunter fragte: „Hast du auch heute immer daran gedacht: Du, Gott, siehst mich? Auch wenn kein Menschenauge auf dich achtet, wenn du ganz allein im Garten oder im dunklen Keller bist, Gottes Auge ist überall und sieht alles, was du thust. Darum hüte dich, daß du in keine Sünde willigst, noch etwas thust wider sein heiliges Gebot!“ Das ging mir tief zu Herzen und hat mich durchs ganze Leben begleitet, ja ich kann in Wahrheit sagen: Kein Eindruck ist mir von der Kindheit Tagen so lebendig geblieben und so ununterbrochen nachgegangen als der, den meiner Mutter vier kleine, aber stets wiederholte und auch vorgelebte Worte auf mich machten: „Du, Gott, siehst mich.“











Das  
**Kleeblatt.**



Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

—▶ Neue Ausgabe. ◀—

Konstanz  
Christlicher Buch- und Kunstverlag  
Carl Hirsch A.-G.



ZSAA F5

UB BIELEFELD

4.13

990/4399661+01



K

KLZ

99  
ZSAA  
F5